10/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Arzt und Schalk

Bulgarischer Mediziner in der Charité

35 Moskaureisen

Neues FW-Preisausschreiben

Der Charme von Riga

Leutnant Natalja Burtschak meistert in der Altstadt der lettischen Metropole komplizierte Verkehrsprobleme

★ Inhalt

Verkehr
Rigas Stadtplaner untergraben ein Nadelöhr **Seite 4**

Nachrichtenmagazin
Seiten 9 und 14

Großes Preisausschreiben der Freundschaft **Seite 10**

Bildbericht
Demokratische Volksrepublik Algerien **Seite 16**

Polemik aktuell
Seite 18

Porträt
Arzt und Schalk: Der bulgarische Pathologe Dr. Grigori Wassilew an der Berliner Charité **Seite 20**

FW-Serie
Die Nacht der Fragen (Schluß) **Seite 26**

Geschichte
Im Rückspiegel. Erinnerungen an das Jahr, in dem die DDR gegründet wurde **Seite 28**

Literatur
In dieser Zeit, wo alles Neue beginnt. Ein Beitrag zum 75. Geburtstag des Dichters Louis Fürnberg **Seite 30**

Erzählung
Dorel Dorian: „Alles wurde auf eine Karte gesetzt“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

FW-Leseraktion
Auslosung der Gewinner **Seite 40**

Leserforum **Seite 42**

Neuland
Eine Landschaft voll Produktivität, Poesie und Problemen **Seite 44**

Wirtschaft
„Tschaika“-Uhren ticken in 30 Ländern **Seite 50**

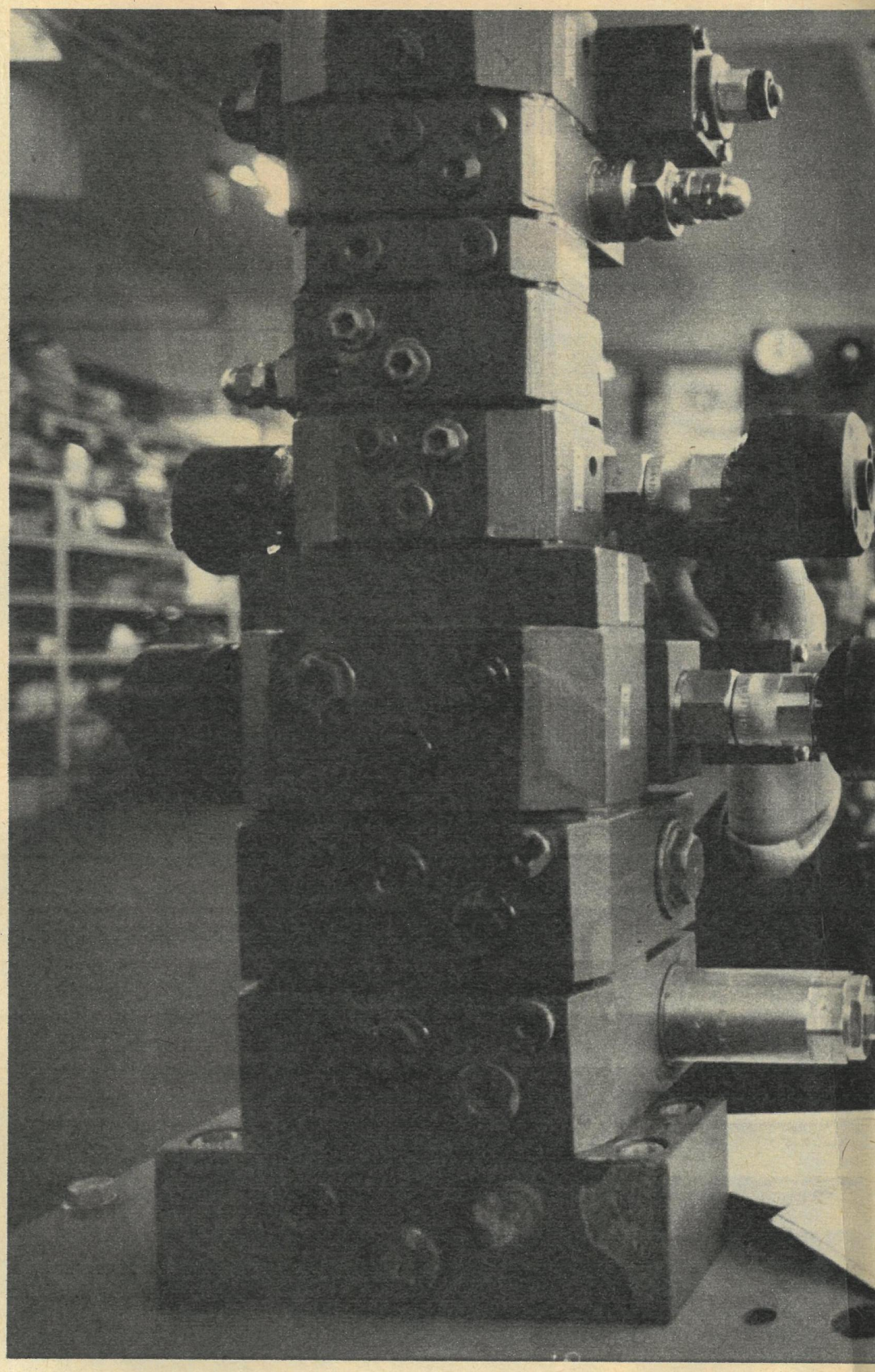
Varieté
Berlin hat seinen Friedrichstadtpalast wieder **Seite 52**

Sport
Die Akteure der 37. Friedensfahrt **Seite 54**

Titelbild:
Detlev Steinberg fotografierte Leutnant Natalja Burtschak beim Streifengang in Riga

Redaktionsschluß für dieses Heft: 7. 5. 1984

★ Im Blickpunkt: Jugend vor dem Festival



„...dann nutzt sie uns allen!“

Eigentlich sollte er am Schreibtisch stramm über der Examensarbeit sitzen: Klaus Reuter, Gruppenleiter der Produktion, FDJ-Organisator – doch es zieht ihn zu seiner „Kerntruppe“ und ihrem Schrank. Die Jugendbrigade in den Industriewerken Karl-Marx-Stadt (unten, links neben Klaus R.: Uwe Gehler, der Brigadier, rechts Horst Junge, Viktor Kugel und Steffen Lieberwirth) ist verantwortlich für die Vormontage des „Schaltschranks zur Steuerung stationärer Hydraulikanlagen“. Ohne Hydraulik – „gefühlvolle“ Kraftübertragung durch komprimierte Flüssigkeit, verbunden mit den Impulsen der Elektronik – wäre Automatisierung undenkbar. Hydraulik ist zugleich ein Feld, auf dem die Länder des RGW eng zusammenwirken. Die Hydraulikschränke aus Karl-Marx-Stadt arbeiten als Bestandteil hochmoderner Metallbearbeitungsmaschinen, ja ganzer Taktstraßen in Orenburg wie in Irkutsk oder Wolgograd. Zweitausend Einzelteile sind mit pedantischer Genauigkeit in einem einzigen Schrank zu verbauen, dabei nehmen der Umfang der Steuerfunktionen, der konstruktive Aufwand noch zu.

Keiner von dem „Kollektiv Deutsch-Sowjetische Freundschaft“ postuliert in bloßen Worten, was es für ihn bedeutet, Freund der Sowjetunion zu sein; gemeinsam erweisen sie sich jeden Tag, jede Woche, jedes Quartal als zuverlässige Partner. Mit der Bewerbung um den Ehrennamen stehen die Mitglieder der Jugendbrigade voll und ganz in der Tradition des Betriebes; seit 1967 in ununterbrochener Folge hat ihr Meisterbereich den Titel verteidigt. Nicht weniger als 3400 Mitglieder der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft bei einem Anteil von 600 Jugendlichen zählt der Betrieb; die 2000 Schüler, die dort ihre ersten polytechnischen Schritte tun, werden in die Freundschaftsbewegung einbezogen... – Ist es übertrieben, die Industriewerke Karl-Marx-Stadt eine Hochburg der Freundschaft zu nennen?

Mit gleichem Recht könnte man auch von einer Hochburg des Neuererwesens sprechen. Nahezu jeder zweite Angehörige des Betriebes verdiente sich Sporen als Neuerer. Und daß Klaus Reuter beim Festzug zum 1. Mai an der Spitze im Block der jungen Berlinfahrer mitmarschierte, verdankt er nicht zuletzt den Erfolgen des Kollektivs bei der Messe der Meister von morgen. Im Vorjahr brachte die 16. Zentrale Messe in Leipzig der Brigade eine Medaille ein; in Berlin auf dem Nationalen Jugendfestival kann er von einem neuen Exponat, einem Prüfgerät berichten, das bereits zur Betriebsmesse so gut eingeschätzt wurde, daß man es auf der Stelle in die Produktion versetzte.

Klaus Reuters Kalender kennt keine leeren Blätter. Eine Beratung steht bevor über die nächsten Aufgaben im Zeichen der drei M; als stimmungsvollen Auftakt zur Woche der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft gibt es für die Jugendbrigade gemeinsam mit Kom-

somolzen in der Uniform der Sowjetarmee eine Exkursion nach Morgenröthe-Rautenkranz, zum Museum der Weltraumfahrt am Geburtsort des Kosmonauten Sigmund Jähn. Und dann wartet das Examensthema, die Abschlußarbeit über Probleme des Transports von hydraulischen Aggregaten. – Alles in allem nicht ein bißchen reichlich bemessen?

Der angehende Ingenieur antwortet mit dem Satz, der seit einigen Jahren im Orsta-Kombinat zitiert wird: „Nutzen wir die eigene Zeit, dann nutzt sie uns allen am besten."

Hans Frosch (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

Kurz notiert

Mehr als 4000 Verpflichtungen zur allseitigen Erfüllung und gezielten Überbietung des Planes 1984 übergaben Vertreter der Jugendkollektive des Bezirkes Karl-Marx-Stadt auf einem Treffen von Jugendbrigaden zum „Friedensaufgebot der FDJ". Die Verpflichtungen betreffen unter anderem das Bezirksjugendobjekt „Robotertechnik".

Zu den 15. FDJ-Studententagen stellten Studenten und junge Wissenschaftler in einer Leistungsschau der Technischen Hochschule Karl-Marx-Stadt Neuererbeiträge zum Friedensaufgebot vor. Zu den Exponaten gehört ein Kleinstteil-Nähroboter, dessen konstruktive Lösung das Prädikat „Neuheit im Weltmaßstab" erhielt.

An nahezu 7000 Mitglieder des Jugendverbandes im Bezirk wurde seit Beginn des Friedensaufgebotes die Kandidatenkarte der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands in feierlichem Rahmen überreicht.

Karl-Marx-Städter Bauarbeiter von der „FDJ-Initiative Berlin" wollen bis zum Festival 106 modernisierte Wohnungen in der Gastgeberstadt fertigstellen. Zusätzlich rekonstruierten sie im Stadtbezirk Lichtenberg ein Eiscafé und pflanzten 3000 Bäume.

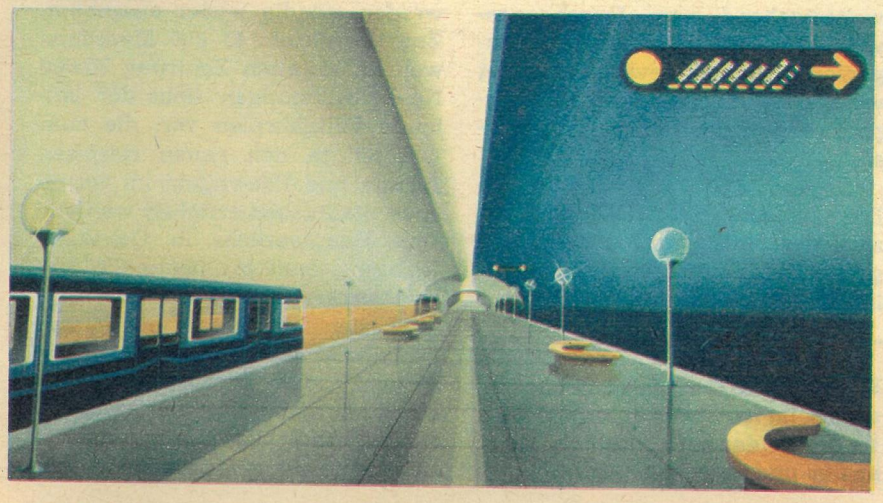
Um die Teilnahme am Freiluftkonzert der zehntausend jungen Musiker in Berlin bewerben sich aus Karl-Marx-Stadt die Besten der zwei Spielmannszüge, vier Fanfarenzüge und elf Blasorchester des Bezirksmusikkorps der FDJ.

Im Karl-Marx-Städter Bezirkszentrum zum Nationalen Jugendfestival wird zwischen Jannowitzbrücke und Alexanderplatz unter anderem gezeigt, wie die Jugend des Bezirkes Wissenschaft und Technik meistert sowie zusätzliche Konsumgüter produziert. Es gibt einen Erzgebirgsmarkt, Vorführungen der Jugendmode-Clubs und Proben handwerklicher Freizeitbeschäftigung wie Klöppeln, Drechseln, Bleigießen und figürliches Schnitzen.

Die Wetterhähne auf Rigas Turmspitzen werden von den Verkehrsplanern der lettischen Hauptstadt seit langem beneidet: Sie haben Raum. Viel Raum. Während sich das kupferne Federvieh sorglos im Spiel der Winde dreht, konzipieren Ingenieure, Architekten und Ökonomen für die einstige Hansestadt mit ihrem engen, verwinkelten Zentrum Nahverkehrslösungen, die den Anforderungen zur Jahrtausendwende und darüber hinaus gerecht werden müssen. Dafür visieren sie über- und unterirdische zukunftsichere Projekte an.

**Ein Bericht von
Detlev Steinberg (Fotos) und
Norbert Kaiser (Text) mit
freundlicher Unterstützung
von Latinform, TASS/Riga**

Die lautlose Konkurrentin



Für Rigas Metro stehen die Signale auf Grün. In reichlich zwei Jahren ist Baubeginn. Der Verlauf der Trasse ist erkundet und bestätigt, die Lage der Stationen festgelegt. Moskauer und Kiewer Experten brachten dabei ihre Erfahrungen mit ein. Die Daugava ist zu unterqueren. Ein besonders komplizierter Abschnitt. Wer von den Benutzern der Berliner U-Bahn weiß, daß er zwischen den Stationen Klosterstraße und Märkisches Museum unter der Spree dahinbraust?

Mit den Gestaltungsvorschlägen ihrer Stationen können sich die Rigaer seit einiger Zeit bekannt machen. Und ihre Meinungen und Vorstellungen dazu äußern. In der Petrikirche ist der Architekturwettbewerb, an dem sich zwölf Kollektive beteiligt haben, ausgestellt (Foto links ein Beispiel).

Science-fiction, dachte ich, als ich mir die Ausstellung ansah, oder realistische Phantasie, die ein Jahrzehnt und weiter vorauseilt…

Ihrer unterirdischen Konkurrentin wird die ehrwürdige Straßenbahn Rigas allerdings nicht begegnen. Seit einhundertzwei Jahren fährt sie durch die Ostseestadt. Bis 1901 von Pferden gezogen. Danach elektrisch betrieben. Knapp acht Kilo-

Die lautlose Konkurrentin

Exklusiv für FREIE WELT im Rigaer Stadtexekutivkomitee: Expertenauskünfte, Argumente und Fakten zum aktuellen Stand und zu Perspektiven des innerstädtischen Nahverkehrs. Die Teilnehmer von links nach rechts:

Mejnard K. Medinskis, Abteilungsleiter des Stadtbauinstituts „Latgiprogostroi"

Mit der Projektierung der Rigaer Metro wurde das Institut „Metrogiprotrans" des Ministeriums für Transportbauwesen der UdSSR beauftragt. Bauauftragnehmer ist das Ministerium für Bauwesen der Lettischen SSR. Der Tunnel unter der Daugava wird der schwierigste Abschnitt der gesamten Trasse sein.

Ermen R. Balinsch, Stellvertreter des Chefarchitekten von Riga

Die Struktur der Altstadt mit ihrem spätmittelalterlichen Straßenverlauf soll im gegenwärtigen Zustand erhalten bleiben. Die U-Bahn ist dringend erforderlich, um die enormen Belastungen für die Gebäudefundamente, die der Straßenverkehr verursacht, nicht noch zu vergrößern. Ein Großteil der Architekturdenkmäler steht auf alten Holzpfeilern.

Anatoli K. Raskolow, Erster Stellvertreter des Stadtexekutivkomitees

Die vorhandenen Verkehrsmittel können auf Grund der spezifischen Stadtstruktur nicht in notwendigem Ausmaß erweitert werden. Industriegebiete und Wohngebiete sind ungleichmäßig auf dem Territorium verteilt. Entscheidungen für den Metrobau werden unter den gegenwärtigen ökonomischen Bedingungen für eine Perspektive von dreihundert Jahren getroffen.

Wladimir A. Bogdanow, Leiter der Abteilung Personenverkehr und Fernmeldewesen des Stadtexekutivkomitees

Unser Ziel ist, eine durchschnittliche Fahrzeit vom Wohnort zum Arbeitsplatz von 30 Minuten zu erreichen. Die Anzahl der Fahrgäste in den Spitzenzeiten konnte in den letzten zwanzig Jahren um 20 Prozent gesenkt werden, in dem einige Großbetriebe Beginn und Ende der Arbeitszeit gegenseitig versetzt haben.

Leonid S. Iwanow, Leiter der Rigaer Straßenbahn/Trolleybus-Betriebe

Unser Fuhrpark umfaßt gegenwärtig 320 Straßenbahnwagen und 425 Trolleybusse. 1950 beförderten wir 120 Millionen Passagiere und konnten die Kapazität bis 1980 auf 350 Millionen steigern. Eine wesentliche Erweiterung ist durch das Nadelöhr Altstadt nicht möglich. Zu den Hauptverkehrszeiten sind die Straßen gegenwärtig überlastet.

Anatoli I. Romanenkow, Leiter der Abteilung Organisation für Projektierung und Bau der Metro im Stadtexekutivkomitee

Zur Verkehrsüberwachung und -steuerung wurde im ersten Quartal dieses Jahres das autonome System „Gorod II" in den Dienst gestellt. Es sammelt Informationen von Induktionsschleifen der wichtigsten verkehrstechnischen Knotenpunkte und arbeitet zusätzlich mit Fernsehkameras zur visuellen Kontrolle.

Alexander M. Moissejew, Stellvertreter des Generaldirektors des Rigaer Autobuskombinats

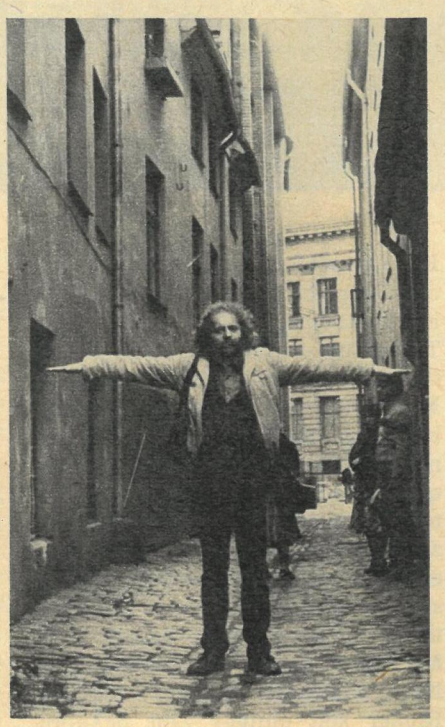
Über die Leninstraße, die Hauptmagistrale in Ost-West-Richtung, verlaufen gegenwärtig allein 16 Buslinien. In den Hauptverkehrszeiten reihen sich die Fahrzeuge hintereinander wie auf einer Perlenschnur. Und sie behindern sich teilweise gegenseitig. Mit den vorhandenen Systemen sind die Magistralen transportmäßig überfordert.

---

meter maß die erste Strecke; 1914 waren es fast fünfzig Kilometer, auf denen die Fahrgäste stehend, sitzend, redend oder schlafend bewegt wurden.

Zwanzig Trolleybus- und zwölf Straßenbahnlinien durchkreuzen heute auf 307,3 Kilometern die Stadt. Beide Verkehrsmittel sind für 67 Prozent des Personenverkehrs zuständig. Mit knapp 30 Prozent leisten Autobusse ebenfalls Schwerstarbeit. Den Rest teilen sich 90 Marschroutentaxis, Minibusse, die eine feste Route befahren, und 1300 Taxis.

Gemessen nach der Frequentierung öffentlicher Verkehrsmittel je Einwohner liegt Riga im sowjetischen Vergleich nach Moskau an zweiter Stelle. In Moskau bewältigt allerdings die Metro 43 Prozent des hauptstädtischen Personenverkehrs. Ihre Durchschnittsgeschwindigkeit liegt zwischen 40 und 45 Kilometern pro Stunde. Um mehr als die Hälfte langsamer fließt in Riga der innerstädtische Verkehr. „Schuld" daran trägt die historische Altstadt, die sich in zunehmendem Maße als Nadelöhr in den Weg stellt. Anders als in Tallinn und Vilnius, wo die Stadtkerne weitestgehend vom Durchgangsverkehr befreit sind und Fußgängerzonen und Boulevards angelegt werden konnten, sind die Strukturprobleme in der lettischen Hauptstadt.



Rigas engste Durchfahrt, die Rosenstraße, ist nur etwas über zwei Meter breit – das mittelalterliche Gespann- und Kutschenmaß.

Die Daugava schneidet Riga in zwei der Fläche nach etwa gleich große Teile, die jedoch eine gänzlich unterschiedliche Infrastruktur aufweisen. Zum industrieintensiven Ostteil gehört auch die Altstadt, wo sich die wichtigsten kulturellen und Dienstleistungseinrichtungen befinden: Theater, Museen, Warenhäuser und spezialisierte Geschäfte... Die neuen Wohngebiete dagegen wuchsen im Westteil und werden ständig weiter ausgebaut. Zum Vergleich: 11 000 Menschen wohnen im alten Zentrum; 36 000 Neubauwohnungen sieht der laufende Fünfjahrplan vor, die zum Großteil in den neuen Bezirken Imanta und Pljawnijeki im westlichen Stadtgebiet errichtet werden.

Den Hauptverkehr in Ost-West-Richtung muß bis heute die Altstadt verkraften, die zum „Leidwesen" der Verkehrsplaner unter Denkmalschutz steht mit der Konsequenz, daß Straßenzüge und Fluchten nicht verändert werden dürfen. Ihre Forderung, mindestens eine neue Magistrale durch

Fünfzig Hektar umfaßt das Areal der Altstadt, die unter Denkmalschutz steht. 500 Gebäude und Objekte sollen bis 1990 rekonstruiert und restauriert werden; an etwa 100 wird gegenwärtig gearbeitet.

Die lautlose Konkurrentin

Lagekontrolle im Streifenwagen: Hauptmann der Miliz Valeri Krylow und Leutnant Natalja Burtschak, Kommandeur einer motorisierten Milizabteilung, entscheiden den operativen Einsatz von Reglern an Knotenpunkten.

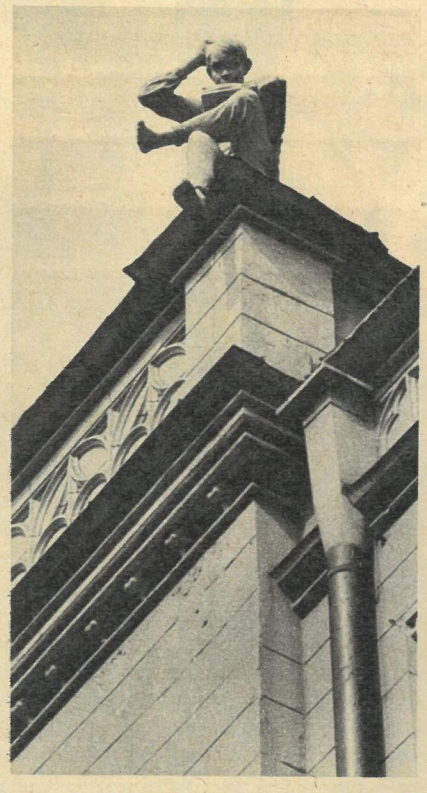
das Zentrum zu schlagen, wurde erfolgreich abgewehrt. Sowohl von den Architekten des Denkmalschutzes als auch von der ehrenamtlichen Kommission beim Stadtsowjet, die sich unter Leitung des Chefhygienearztes mit Lärmbekämpfung beschäftigt. Diese Kommission hat das Recht, von Wirtschaftsfunktionären und Betriebsleitern Rechenschaft über Pläne und Terminverzögerungen zu verlangen. Dabei geht es in erster Linie um die Verlagerung von Produktionsbetrieben an die Stadtperipherie, um den Einsatz neuer geräuschärmerer Straßenbahnen und um den Ausbau der Linien mit stoßfreien Schienen. Die Empfehlung der Kommissionen erhalten nach Bestätigung durch den Stadtsowjet Gesetzeskraft.

Es erscheint wie ein Teufelskreislauf: Betriebsverlagerungen erfordern neue Verkehrsverbindungen, neue Verkehrsverbindungen belasten zusätzlich die Altstadt. Diese gewichtigen Argumente rechtfertigten die staatliche Entscheidung über den Metrobau. Bisher erhielten in der Sowjetunion nur Millionenstädte das Recht, eine U-Bahn zu bauen. Riga hat gegenwärtig 860 000 Einwohner. Der millionste wird nach demographischen Voraussagen im letzten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts erwartet. Zu den Spezifika der Stadt gehört der nahe gelegene Kurort Jurmala an der Ostseeküste. Alle Feriengäste, die nach Jurmala unterwegs sind, müssen die Altstadt passieren, bis zu einer halben Million in der Saison. Verkehrstechnisch ungünstig liegen die Fernbahnhöfe, in denen die Züge aus Leningrad und Moskau enden. Einschließlich der Urlauber befördern die öffentlichen Verkehrsmittel Rigas jährlich weit über eine halbe Milliarde Fahrgäste.

Neben der Metro werden für den Perspektivplan, der bis zum Jahre 2005 reicht, als zentrale Projekte vorgesehen: eine neue Straßenbahnlinie nördlich vom Zentrum mit eigener Brücke, eine Autobrücke sowie eine Eisenbahnverbindung über die Daugava für die transbaltische Strecke Leningrad–Kaliningrad, die dann Rigas Zentrum im Norden umgeht.

Der Komplikationen nicht genug: Für einen Kilometer Metroneubau werden im sowjetischen Landesdurchschnitt zwölf bis fünfzehn Millionen Rubel investiert. Achtzehn Millionen sind für Riga veranschlagt, weil die geologischen Bedingungen nach Analyse der Experten zu den schwierigsten zählen. Der Untergrund besteht aus Schwemmsand, ist teilweise morastig und hat einen extrem hohen Grundwasserspiegel.

3500 Menschen werden einmal an dem Projekt Metro in Riga arbeiten. Die erste Linie, etwa 20 Kilometer mit 16 Stationen wird von den Fernbahnhöfen über die Altstadt in das Neubaugebiet Imanta verlaufen. Zwölf Baujahre sind dafür vorgesehen. Zur Halbzeit soll der erste Teilabschnitt, zehn Kilometer und acht Stationen, in Betrieb genommen werden.



Doch bevor es soweit ist, trägt eine Gruppe junger Frauen eine besondere Verantwortung. Jeder Gast Rigas, jeder Autofahrer, der vom Zentrum Jurmala ansteuert, muß an ihnen vorbei: „Königinnen der Straße“ nennt man die 30 Milizionärinnen der Staatlichen Verkehrsinspektion (GAI), die im Kirow-Bezirk für zügige Durchfahrt und störungsfreien Ablauf auf den Kreuzungen sorgen. Ausgewählt wurden und werden die Bewerberinnen für die „Amazonentruppe“, die sich aus dem ganzen Lande melden, nach ihren Kenntnissen und nach ungeschriebenen männlichen Normen für weibliche Ausstrahlung. Der Leiter der GAI von Riga, Juri Abeltynsch, schätzt ihre Arbeit hoch ein: Wir brauchen fürwahr weibliche Augen und Gewandtheit, um den Verkehr im zentralen Teil der Stadt, der sehr oft überlastet ist, zu leiten und zu lenken. Nach unseren Erfahrungen ist eine Frau geduldiger und pädagogischer.

Für Rigas Wetterhähne hoch oben in den Lüften mögen die Verkehrsprobleme auf der Erde recht winzig erscheinen. Wer sich jedoch von einer Katze aufs Dach steigen läßt, zeigt Sinn für das Irdisch-Praktische. Gelten doch die von Pharaonen geheiligten Tierchen nicht nur als eigenwillig und geduldig, sondern auch als erfindungsreich und verwegen, wenn sie sich für ein Ziel entschlossen haben. Das Kätzchen auf dem Gebäude des Philosophischen Instituts in der Fußgängerzone der Altstadt schaut neugierig hinüber zum Haus der Architekten, wo auf dem Ecksims ein Schüler sitzt und seine Lektion büffelt (Fotos unten).

Willkommen im Arbat

„Unter Berücksichtigung vieler Aspekte hat unsere Jury Ihr Restaurant als eines der besten der Welt ausgewählt und ihm den internationalen Preis ‚Europa-84' verliehen." So war es zu lesen in einem Brief, den das bekannte Moskauer Restaurant „Arbat" am Kalinin-Prospekt kürzlich erhielt. Absender war das spanische Gastronomie-Journal „El Bar". Im weiteren wurde vermerkt, daß es die vorzügliche Küche, ausgezeichnete Bedienung und ausgesuchte Atmosphäre im „Arbat" waren, welche den Ausschlag für die Preisverleihung gaben. „Wir legen auf alle drei Seiten gleichermaßen großen Wert", sagt Rimma Trefiljewa, die Direktorin der gastlichen Stätte. „Natürlich ist die Küche das Herz eines Restaurants. Und unfreundliche Bedienung verdirbt den Appetit. Außerdem sind wir nicht nur ein Magenfüllungsinstitut – wir wollen, daß unsere Gäste ihre Freizeit bei uns interessant und kultiviert verbringen können." Auf daß der Gast König sei, mühen sich im Sieger-Lokal seit seiner Eröffnung 1967 eine Mannschaft von 120 Köchen, Kaltmamsells und Konditoren, 600 Kellner, Garderobieren und Portiers plus eigenem Varieté-Ensemble in drei Etagen von mittags bis nachts um sein Wohlbefinden. Zweitausend Plätze stehen zur Verfügung, an die zwölftausend Speisen werden an einem einzigen Tage zubereitet und genossen. Das „Arbat" ist also kein lauschiges Stübchen für Feinschmecker, sondern hält seine Tore weit geöffnet für Touristen, Dienstreisende und nicht zuletzt die Moskauer selbst. Ein Ruhekissen sind die frisch verdienten Lorbeeren für Rimma Trefiljewa und ihre Mitarbeiter nicht. Neue Ideen sind gefragt. Tatjana Worobjowa zum Beispiel (Foto links), Sieger im Moskauer Wettbewerb der Meisterköche, arrangiert Lachs, Früchte und Gemüse so kunstfertig, daß es einem leid tut, ein solches Werk schnöde aufzuessen. Und was die Kultur angeht: Der Name „Arbat" verpflichtet. Nach der traditionsreichen Moskauer Straße benannt, soll das Restaurant auch in seinen Räumlichkeiten die Züge des Alten Arbat ausdrücken. „Wenn Sie über uns schreiben", sagt Rimma Trefiljewa noch, „dann sagen Sie unseren Freunden in der DDR, daß wir uns sehr auf ihren Besuch freuen!" *Jürgen Geitner*

Häuser für den Norden

„Wer beim Häuserbauen hoch hinaus will, muß schwindelfrei sein", meint Igor Warschawski. Er ist Chef der Wohnungsbauverwaltung des Tjumener Gebiets und stellt seit diesem Frühjahr bevorzugt Leute ein, die keine Höhenangst haben. Wozu das aber? Sollen doch im Zuge der kürzlich beschlossenen neuen Strategie zur Erschließung der Bodenschätze im Norden Westsibiriens vor allem kleine Wohnsiedlungen errichtet werden, in denen die künftigen Fördermannschaften jeweils 14 Tage leben und arbeiten: Miniortschaften jenseits des Polarkreises, mit ein- und höchstens zweigeschossigen Gebäuden. „Kein Raum also für Höhenflüge? Dann schauen Sie sich mal an, was wir uns ausgedacht haben!" Ein halbfertiges Haus – was aber fehlt, sind all die Gewerke mit ihren Materiallagern, Werkstattwagen und Gerüsten, die sonst das Bild einer solchen Baustelle prägen. Dafür erfüllt ohrenbetäubender Lärm die Luft: Ein ganzes Zimmer, drei mal sechs Meter im Grundriß, schwebt heran – von einem Großhubschrauber eingeflogen (Foto links). Nach der „Landung" neben der Küche kann die gute Stube besichtigt werden: Der Fußboden der Raumzelle ist mit Linoleum ausgelegt, die Wände sind tapeziert, und die schon installierte Deckenleuchte muß nur noch ans Stromnetz angeschlossen werden. Aus 84 derartigen industriell komplett gefertigten Modulen besteht ein Typenhaus mit 24 Ein-, Zwei- und Dreizimmerwohnungen. Die Zellen hatte man an Fabriktaktstraßen vorgefertigt, eingerichtet und dann per Eisenbahn und Flußschiff an den Montageplatz gebracht, von wo sie der Hubschrauber abholte. Nach vier Tagen stand das ganze Haus. Damit scheint das hohe Ziel, das sich das Tjumener Wohnungsbaukombinat gestellt hat, in der Tat erreichbar: Seine Mitarbeiter wollen eine Million Quadratmeter Wohnraum pro Jahr in der arktischen Kältewüste bezugsfertig übergeben.

Dietrich Pätzold

Makarows dreifache Troika

Mit einer Troika hat es der sowjetische Eishockey-Weltstar Sergej Makarow gleich dreifach. Die erste und wohl auch wichtigste formierte sich zu Hause: mit Ehefrau Vera (einer Lehrerin) und beider Sohn Artjom (unser Bild). Die beiden anderen sind rein sportlicher Natur: mit Igor Larionow und Wladimir Krutow bildet Makarow sowohl beim ZSKA Moskau als auch in der Nationalmannschaft die anerkannt gegenwärtig beste Eishockey-Sturmreihe der Welt. Dem Weltmeistertitel 1983 und dem Olympiasieg 1984 folgte für dieses Dreigestirn ein glanzvoller Auftritt bei der gerade zu Ende gegangenen Landesmeisterschaft, die über 44 Runden ging. Der Serienmeister ZSKA gewann den Titelkampf mit 86:2 Punkten und 28 Zählern Vorsprung vor dem an zweiter Stelle plazierten Ortsrivalen Spartak. Einen „Traumrekord" verfehlten die Schützlinge von ZSKA- und Auswahl-Trainer Viktor Tichonow in der 40. Runde, als beim 1:3 gegen den SKA Leningrad über den einzigen Punktverlust quittiert werden mußte. Der 15malige Europacupsieger und 28fache UdSSR-Meister verfügte am Ende über ein Torverhältnis von 286:80 – er schoß die meisten Tore und kassierte (mit Tretjak im Kasten) die mit Abstand wenigsten. Nicht weniger als 88 Treffer steuerte der erste Sturm bei: Krutow mit 37, Makarow mit 36 und Larionow mit 15! Da Sergej Makarow auch noch zu 37 Toren die Vorlagen gab, wurde er mit 73 Punkten Erstplazierter in der Kanadischen Wertung – so wie bei der Weltmeisterschaft 1983. Die diesjährige UdSSR-Meisterschaft war für einen das Ende, für einen anderen der (mögliche Beginn) einer großen Karriere. 35jährig trat mit Alexander Malzew (Dynamo Moskau) der sowjetische Nationalmannschafts-Torschützenkönig (208 Treffer) ab, mit dem 16jährigen Anatoli Fetisow (Bruder des Auswahl-Kapitäns Wjatscheslaw) machte beim ZSKA Moskau ein Talent allererster Güte auf sich aufmerksam. Dieser Junge ist einer der vielen Nachwuchsspieler, die seit Jahr und Tag schon im Juniorenbereich Weltspitze darstellen. In diesem Jahr gewannen die UdSSR-Junioren erneut den WM-Titel. Sie spielen wie die „Alten" …

Hans Richard Vollbrecht

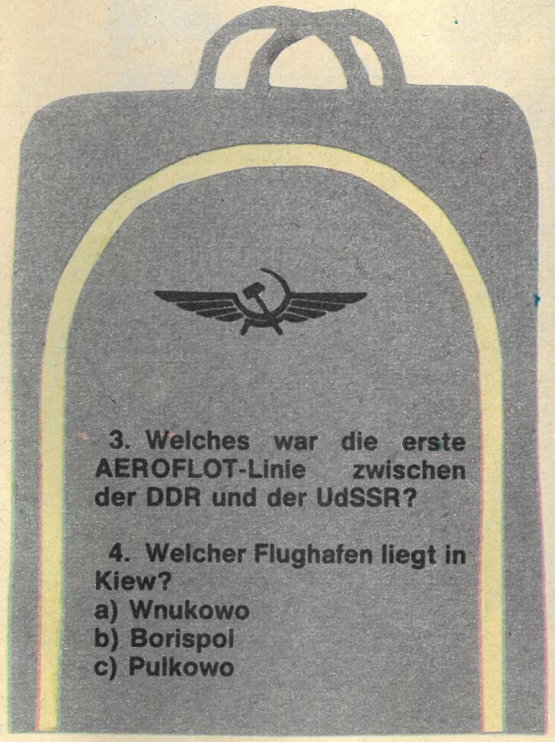
Redaktion: Hajo Obuchoff; Fotos: V. Billeb, TASS/I. Utkin, „Iswestija"

35 JAHRE DDR

Großes Preisausschreiben der

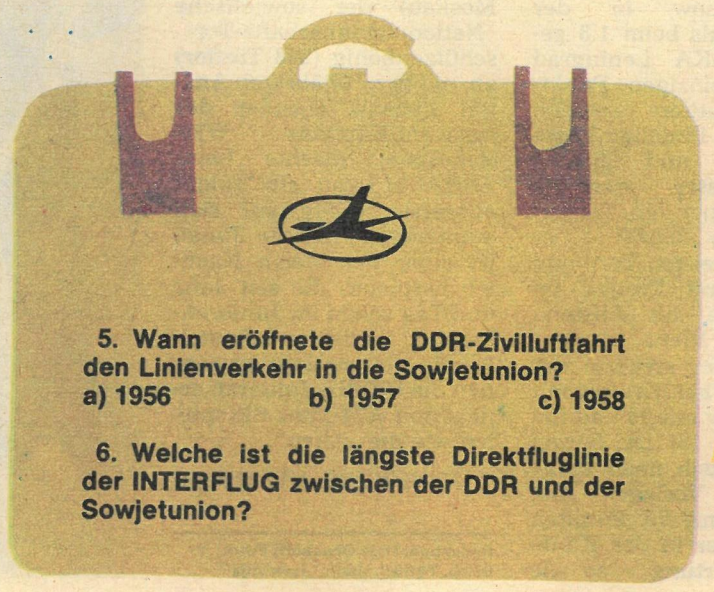
35 Flugreisen

können Sie, liebe Leser, gewinnen. Gemeinsam veranstalten der Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, AEROFLOT, INTERFLUG, Intourist, das Reisebüro der FDJ „Jugendtourist", das Reisebüro der DDR und die Redaktion FREIE WELT im Jubiläumsjahr unserer Republik dieses Preis-



3. Welches war die erste AEROFLOT-Linie zwischen der DDR und der UdSSR?

4. Welcher Flughafen liegt in Kiew?
a) Wnukowo
b) Borispol
c) Pulkowo



5. Wann eröffnete die DDR-Zivilluftfahrt den Linienverkehr in die Sowjetunion?
a) 1956 b) 1957 c) 1958

6. Welche ist die längste Direktfluglinie der INTERFLUG zwischen der DDR und der Sowjetunion?

7. Wie hieß der Ministerpräsident der DDR, der in Vollmacht des Staatspräsidenten Wilhelm Pieck am 20. September 1955 den Staatsvertrag zwischen der DDR und der Sowjetunion in Moskau unterzeichnete?

8. In welcher Stadt befindet sich der Lenin-Memorialkomplex?

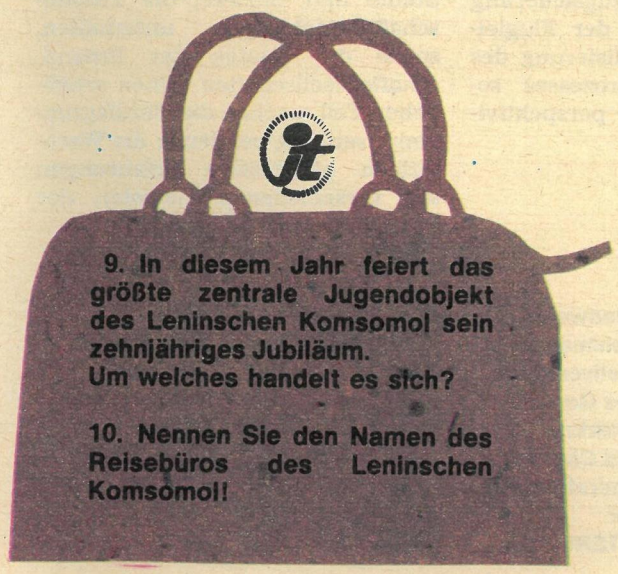
Freundschaft

in die UdSSR

ausschreiben. Die in den Reisekoffern enthaltenen 14 Preisfragen sind zu beantworten. Die sieben Kurzinterviews auf den nachfolgenden Seiten wollen Sie über die Entwicklung und über Aktuelles der touristischen Beziehungen zwischen der DDR und der Sowjetunion informieren.

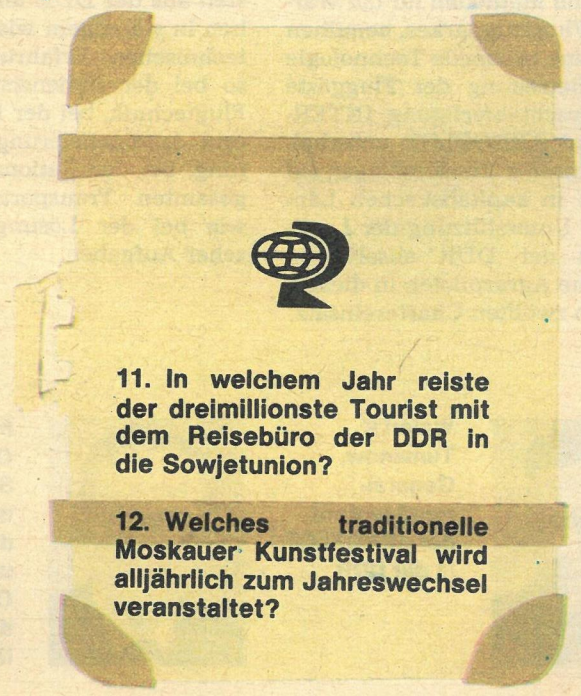
1. Wie heißt die sowjetische Partnerorganisation der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft?

2. Welche Heldenstadt an der Wolga ist Partnerstadt von Karl-Marx-Stadt?



**9. In diesem Jahr feiert das größte zentrale Jugendobjekt des Leninschen Komsomol sein zehnjähriges Jubiläum.
Um welches handelt es sich?**

10. Nennen Sie den Namen des Reisebüros des Leninschen Komsomol!



11. In welchem Jahr reiste der dreimillionste Tourist mit dem Reisebüro der DDR in die Sowjetunion?

12. Welches traditionelle Moskauer Kunstfestival wird alljährlich zum Jahreswechsel veranstaltet?

13. Unter welchem Motto (Kennwort) steht die aktuelle FREIE WELT-Suchaktion zu Bilddokumenten aus der Geschichte der DDR?

14. Welchen Namen trägt das Restaurant im Moskauer Fernsehturm?

Zentralvorstand

In enger Partnerschaft

Wie entwickelte sich die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft seit der Gründung der DDR?

Heinz Kuhrig: Im Geburtsjahr unserer Republik gab sich die Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion den Namen Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Mit 100 000 Mitgliedern war sie zu einer Massenorganisation geworden, der das Studium der sowjetischen Kultur nicht mehr genügte. Fortan verbreitete sie die Wahrheit über die UdSSR, half sowjetische Erfahrungen für den Aufbau des ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staates zu erschließen und kämpfte gegen die Verleumdung des Sowjetstaates und des Sozialismus durch westliche Politiker und Ideologen. Heute ist unsere Republik ein international geachteter sozialistischer Friedensstaat. Die GDSF trug und trägt ihren Teil dazu bei. Ich denke an das Wirken unserer Mitglieder in den über 50 000 DSF-Grundeinheiten und Abteilungsgruppen, an ihre Leistungen in den 120 000 „Kollektiven Deutsch-Sowjetische Freundschaft", an die Arbeit der 25 „Häuser der DSF" und die Ausstrahlung unserer Gesellschaft auf viele weitere Bürger der Republik.

Welche Verbindungen hat die Freundschaftsgesellschaft mit sowjetischen Partnern?

Heinz Kuhrig: Auf der Basis von Jahresprotokollen arbeiten wir vielseitig mit unserer sowjetischen Schwestergesellschaft zusammen. Eine große Rolle spielen in der Freundschaftsarbeit der Erfahrungsaustausch sowie die Partnerbeziehungen aller DSF-Bezirksorganisationen zu Republiks-, Gebiets- oder Stadtabteilungen der sowjetischen Gesellschaft. Unsere Partner sind aber auch die sowjetischen Diplomaten, Mitarbeiter von Einrichtungen und Spezialisten in der DDR sowie die Angehörigen der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland, die in dankenswerter Weise unsere propagandistische Arbeit unterstützen.

Heinz Kuhrig, Mitglied des ZK der SED und Vizepräsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

AEROFLOT

Luftbrücke der Freundschaft

Um welche Linien wird in diesem Jahr das Netz der Flugverbindungen zwischen der DDR und der Sowjetunion, das bereits das dichteste zwischen zwei Ländern ist, noch erweitert?

Waleri K. Tumanow: Insgesamt gibt es 17 Flugverbindungen zwischen der DDR und der UdSSR, die zum großen Teil gemeinsam von AEROFLOT und INTERFLUG betrieben werden. Das Flugnetz umfaßt die DDR-Städte Berlin, Dresden und Leipzig und in der Sowjetunion Moskau, Leningrad, Kiew, Minsk, Taschkent, Tbilissi, Sotschi, Simferopol, Lwow und Odessa. Am 1. Mai eröffnete AEROFLOT die neue regelmäßige Linie Dresden–Tbilissi, kurz zuvor die Route Dresden–Kiew. Am 13. bzw. am 17. Mai folgen die neuen Gemeinschaftslinien beider Gesellschaften Dresden–Sotschi und Leipzig–Sotschi. Außerdem wird es ab 1984 eine neue Frachtlinie der AEROFLOT in die Sowjetunion geben, auf der die IL-76 eingesetzt wird.

Das DDR-Luftverkehrsunternehmen konnte von Beginn an auf den Erfahrungen der sowjetischen Fachkollegen aufbauen…

Waleri K. Tumanow: Die Zusammenarbeit schließt alle Gebiete der zivilen Luftfahrt ein. In Uljanowsk, der Geburtsstadt Lenins, wurden und werden die INTERFLUG-Piloten ausgebildet. Wissenschaftlich-technische Kader studieren an der Akademie für zivile Luftfahrt in Leningrad und an unserem Institut in Kiew. Spezialisten beider Fluggesellschaften entwickeln neue Formen und Methoden für die Wartung des Flugzeugparkes, bemühen sich um eine rationelle Technologie bei der Betreuung der Fluggäste und der Frachtabfertigung. INTERFLUG und AEROFLOT unterhalten gemeinsame Ersatzteillager auf Flughäfen in kapitalistischen Ländern. Zur Unterstützung der Landwirtschaft der DDR absolvieren ukrainische Agrarpiloten in diesem Jahr ihren zwölften Chartereinsatz.

Waleri K. Tumanow, Generalrepräsentant der AEROFLOT in der DDR

INTERFLUG

Fachkollegen der Lüfte

Wodurch zeichnet sich die Flugverbindung Berlin–Moskau aus, die den ehrenvollen Titel „Linie der Freundschaft" trägt?

Friedwald Oehlmann: Im Oktober 1976 unterzeichneten INTERFLUG und AEROFLOT einen Wettbewerbsvertrag, der eine neue Form des sozialistischen Wettbewerbs auf zwischenstaatlicher Ebene darstellte. Er sah als generelle Aufgabe vor, die Fluglinie Berlin–Moskau zu einer „Linie der deutsch-sowjetischen Freundschaft und der vorbildlichen Abfertigung" zu machen. Diese Route ist die wichtigste und am stärksten frequentierte der INTERFLUG. Gemeinsam mit AEROFLOT wurden 1983 auf dieser Strecke rund eine halbe Million Flugpassagiere befördert. AEROFLOT setzte auf ihr auch erstmalig den sowjetischen Airbus IL-86 im internationalen Liniendienst ein. Über die „Linie der Freundschaft Berlin–Moskau–Berlin" verläuft auch ein Großteil des Berufsflugverkehrs zum DDR-Bauabschnitt der Erdgastrasse.

Was sind die Schwerpunkte der Zusammenarbeit zwischen INTERFLUG und AEROFLOT?

Friedwald Oehlmann: AEROFLOT war Geburtshelfer, als am 1. Juli 1955 der sozialistische Luftverkehrsbetrieb der DDR seine Arbeit aufnahm. Bereits bei den Vorbereitungen hatten AEROFLOT-Experten großzügige brüderliche Hilfe geleistet. In relativ kurzer Zeit entstand praktisch aus dem Nichts ein neues nationales Luftverkehrsunternehmen. Die Luftfahrtspezialisten aus der DDR und UdSSR stehen in ständigem wissenschaftlich-technischen Erfahrungsaustausch, so bei der Indienststellung neuer Flugtechnik, bei der Flugsicherung und Automatisierung der Flugleitung, bei der Rationalisierung des gesamten Transportprozesses sowie bei der Lösung perspektivischer Aufgaben.

Friedwald Oehlmann, Stellvertreter des Generaldirektors und Chef des Operativstabes der INTERFLUG

Intourist

Von Freund zu Freund

Wie schätzen Sie die Entwicklung der touristischen Beziehungen zwischen unseren Ländern ein?

Felix Nefjodow: Der Staatsvertrag zwischen der UdSSR und der DDR von 1955 bildete die Grundlage für die weitere allseitige und erfolgreiche Entwicklung der Beziehungen auf wirtschaftlichem, wissenschaftlich-technischem und kulturellem Gebiet. Er schuf auch die Voraussetzungen für den planmäßigen Aufbau des gegenseitigen Touristenaustausches. Seither haben Tausende und aber Tausende Bürger beider Staaten unsere Bruderländer besucht, ihre Menschen, die Errungenschaften beim sozialistischen Aufbau, die Schönheiten der Landschaft, historische Sehenswürdigkeiten und vieles andere mehr kennengelernt. Es entstanden ungezählte und unzerstörbare Freundschaften. Im ersten Jahr der touristischen Beziehungen reisten 1731 DDR-Touristen in die Sowjetunion; 1983 waren es über 340 000, die ihren Urlaub in der UdSSR verbrachten. Mit diesem Ergebnis wurden bereits im Vorjahr die im Abkommen über die Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Fremdenverkehrs vorgesehenen Kapazitäten für 1985 erreicht. Und ich bin sicher, daß diese positive Tendenz weiter anhalten wird.

Welche Besonderheiten charakterisieren den Tourismus zwischen den sozialistischen Ländern?

Felix Nefjodow: Basis der internationalen touristischen Beziehungen der Sowjetunion ist der gegenseitige Austausch mit den sozialistischen Ländern. Wahren Massencharakter erlangen die Reisen mit Freundschaftszügen und die Freundschaftsflüge, Reisen in Städte und Bezirke, die Freundschaftsbeziehungen unterhalten, sowie die Routen der Freundschaftsgesellschaften. Einen erheblichen Teil machen die Berufsgruppenreisen aus, bei denen die Werktätigen progressive Erfahrungen auf verschiedenen Gebieten der Volkswirtschaft studieren.

Felix Nefjodow, Generalvertreter von Intourist in der DDR

Jugendtourist

Freundschaftszüge Spezial

Zu Beginn dieses Jahres informierten Sie unsere Leser ausführlich über Schülerreisen in die Sowjetunion. Welche Reisemöglichkeiten in das Freundesland bietet „Jugendtourist" außerdem?

Klaus Eichler: Das ist ein sehr umfangreiches und komplexes Programm. Zu den Schwerpunkten zählen die 24 Freundschaftszüge, wovon einige speziellen Berufsgruppen vorbehalten sind, zum Beispiel jungen Mitarbeitern des Gesundheitswesens, Bauarbeitern, Jungingenieuren und Facharbeitern der Mikroelektronik. 4 Freundschaftszüge stehen der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" zur Verfügung. Weitere sind für Partnerstädte bzw. -bezirke vorgesehen. Unser Programm umfaßt neben Städte- und Erholungsreisen von der Ostsee über das Schwarze bis zum Kaspischen Meer auch wieder Sprachreisen. Das sind dreiwöchige Aufenthalte für Fortgeschrittene in Lipezk, Donezk oder Kiew sowie Sprachexkursionen, ohne Unterricht, die nach Kiew, Wolgograd und Moskau führen, wobei die Teilnehmer „Russisch unterwegs" lernen. Des weiteren haben wir thematische Routen vorbereitet, zum Beispiel „Auf dem Wege Lenins"; Reiseziele sind dabei Kasan, Uljanowsk und Moskau. „Tage der Freundschaft in Kaluga" werden 120 FDJler aus dem Bezirk Suhl erleben können.

Welche Reisen hat „Jugendtourist" für sowjetische Komsomolzen vorbereitet?

Klaus Eichler: Die Aufnahme unserer sowjetischen Freunde sehen wir als eine besonders wichtige Aufgabe an. Wir erwarten einen Freundschaftszug zum Nationalen Jugendfestival der DDR, den Teilnehmern wollen wir einen herzlichen Empfang bereiten. Freundschaftszüge kommen auch zur Zentralen Messe der Meister von morgen. Die thematische Route „Städte der Künste" führt nach Dresden, Leipzig und Berlin, um nur einige Beispiele zu nennen.

Klaus Eichler, Generaldirektor des Reisebüros der FDJ „Jugendtourist"

Reisebüro der DDR

Neue Ziele im Programm

Touristen aus der DDR gehörten stets zu den „Pionieren", wenn Intourist ein neues sowjetisches Reiseziel in das Angebot aufnahm. Welche Neuigkeiten gibt es 1984?

Helmut Heinecke: Aus der Vergangenheit ließen sich viele Beispiele anführen, daß tatsächlich Touristen aus unserer Republik immer zu den ersten Gästen neuer Urlaubsorte in der Sowjetunion zählten. Das jüngste Intourist-Hotel wird ab Juni in Kobuleti, einem neuen Ferienort an der Schwarzmeerküste, Touristen aus der DDR aufnehmen. Es handelt sich um einen Erholungsaufenthalt, bei dem auch Exkursionen in den nahen Kaukasus und nach Batumi geboten werden. Suchumi, ein weiteres Reiseziel an der Schwarzmeerküste, war bislang mit Kurzaufenthalt innerhalb einer Mehrstädteroute enthalten. Von Mai bis August können 660 DDR-Bürger dort erstmals einen zwölftägigen Pauschalurlaub machen. Eine weitere Neuerung ist eine Wochenreise in die Moldauische SSR. 600 Touristen werden Gelegenheit haben, sich mit dem Weinanbau bekannt zu machen. Natürlich gehören zu diesem Programm auch Verkostungen. Eine neue Reiseart gibt es für das Reiseziel Dagomys: Für den September werden dort dreiwöchige prophylaktische Kuren angeboten. Es werden keine Indikationen vorgegeben. Das Kurprogramm wird nach fachärztlicher Untersuchung zusammengestellt.

Worüber verhandelten Sie mit Intourist bei Ihrem letzten Konsultativtreffen in Moskau?

Helmut Heinecke: Wir konnten eine sehr dynamische Entwickung unserer gegenseitigen Beziehungen konstatieren. Hervorheben möchte ich unsere Zusammenarbeit bei der Verbesserung der Qualität der Dienstleistungen. Dabei wurden auch Hinweise von Touristen, die wir in großer Zahl erhalten, berücksichtigt. Das betrifft die Freizeitgestaltung, fakultative Exkursionen, kulturelle Unterhaltung und die gemeinsame Auswahl neuer Routen.

Helmut Heinecke, Generaldirektor des Reisebüros der DDR

Redaktion

Chronist über drei Jahrzehnte

Wann und wohin reisten die ersten FW-Reporter in die Sowjetunion, worüber berichteten sie?

Joachim Umann: Bekanntlich feierte die FREIE WELT im Januar 1984 ihren 30. Geburtstag. Aus diesem Anlaß haben wir uns gerade der ersten größeren Reise in die Sowjetunion erinnert: Es waren der Schriftsteller Kuba und der Fotoreporter Herbert Hensky, die 1956 quer durch Sibirien reisten und über die Schönheit, den Reichtum, die aus der Weite und der geographischen Lage entstehenden Probleme, aber vor allem über die Friedensliebe der vielen dort lebenden Völker und Völkerschaften in einer siebenteiligen Fortsetzungsreihe berichteten. Sie besuchten die Goldfabrik Lebedinoje bei Aldan und das Institut zur Erforschung des Dauerfrostbodens in Jakutsk; sie fuhren zur Angara und an den Baikalsee und informierten über die junge sibirische Wissenschaftsmetropole Nowosibirsk.

Im Heft 8/1984 rief FREIE WELT mit Bilddokumenten aus der 35jährigen Geschichte unserer Republik die Leser zu einer Suchaktion auf. Welche Absichten verfolgt die Redaktion damit?

Joachim Umann: Wir wollen erreichen, daß möglichst viele Leser, die die ersten Jahre nach Gründung unserer Republik bewußt miterlebt haben, sich daran erinnern, ihr Gedächtnis aktivieren, von dieser Zeit erzählen. „Sieh an, was aus uns geworden ist" – diesen Gedanken wollen wir in die Köpfe unserer Leser projizieren, den Stolz auf das Erreichte, an dem jeder seinen Anteil hat, und wir wollen das Bedürfnis fördern helfen, das alles zu bewahren und zu schützen.

Joachim Umann, Chefredakteur der FREIEN WELT

Großes Preisausschreiben der Freundschaft

Sie können gewinnen:

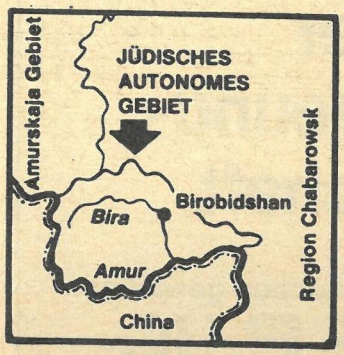
35 FLUG-REISEN NACH MOSKAU.

Termin:
3.–9. November 1984 (zu den Feierlichkeiten der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution)
Teilnahmebedingungen:
Liebe Leser, bitte schreiben Sie die Lösung unserer Preisfragen, numeriert von 1 bis 14, auf eine Postkarte (Briefe werden nicht gewertet) und senden Sie diese an:
Redaktion FREIE WELT
1056 Berlin
Postfach 10
Einsendeschluß (Poststempel): 15. Juni 1984
Kennwort: 35 Jahre DDR
Über die Gewinne entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges das Los.
Auflösung und Preisträger werden in Heft 14/84 veröffentlicht.

Fotos: Peter Meißner, ZB/Brüggmann, JW-Bild/W. Olm, privat
Farbzeichnung: Harald Larisch

35 JAHRE DDR

50 Jahre Jüdisches Autonomes Gebiet



● Lexikalisches

Das Jüdische Autonome Gebiet (RSFSR) liegt im Südteil des sowjetischen Fernen Ostens. FLÄCHE: 36000 Quadratkilometer; BEVÖLKERUNG: 195000 Menschen (1979) – Juden, Russen, Ukrainer, Koreaner und Angehörige von etwa 15 weiteren Nationen und Völkerschaften; HAUPTSTADT: Birobidshan.

● Chronik

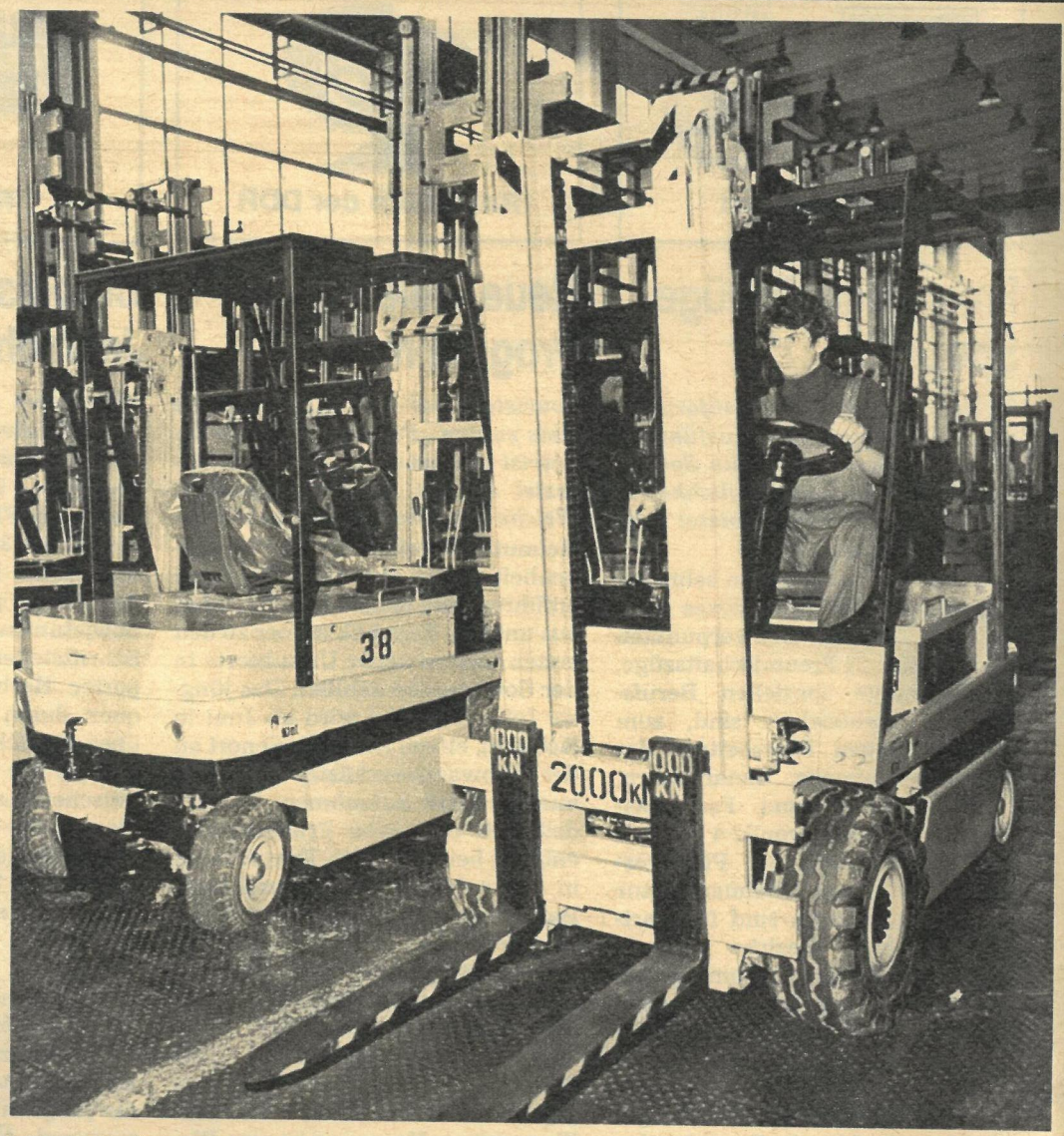
Seit dem Altertum leben auf dem Gebiet der heutigen Sowjetunion Juden ; heute wohnen sie vor allem im Jüdischen Autonomen Gebiet und zahlreich in Georgien, Mittelasien, Dagestan (die Bergjuden, die sich hier Taten nennen) und in Belorußland. Vom 15. bis 18. Jahrhundert war die zaristische Behörde berechtigt, Juden jederzeit aus ihren Wohnorten zu vertreiben. Im 19. Jahrhundert führte man die sogenannten Ansässigkeitszonen ein, außerhalb derer sich Juden nicht ansiedeln durften. Aber auch innerhalb dieser Zonen (die südlichen und südwestlichen Randgebiete des Russischen Reiches) war es den Juden verwehrt, Boden zu besitzen sowie auf dem Lande und in einigen großen Städten zu wohnen. Sie durften nur in den „Mestetschki" (kleineren Ortschaften) einiger westlicher Gouvernements des russischen Reiches seßhaft werden, jedoch ohne Ackerbau betreiben zu dürfen. Ihre Hauptbeschäftigung waren Handel und Handwerk. Nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution erhielten alle Nationalitäten gleiche Rechte. Erster Präsident des jungen Sowjetstaates wurde mit dem Revolutionär Jakow Swerdlow (1885–1919) ein Angehöriger der jüdischen Bevölkerung. Viele jüdische Familien äußerten den Wunsch, auf dem Lande zu arbeiten und landwirtschaftliche Genossenschaften zu

Drushbafamilie

Mit gutem Erfolg schickt Bulgarien eine neue Elektrokarrenfamilie mit dem Namen „Drushba" in die Welt. Ein Kollektiv von Sofioter Wissenschaftlern, Konstrukteuren und Formgestaltern hat sie geschaffen. Nach Kundenwunsch werden die Karren mit unterschiedlicher Tragfähigkeit und Hubhöhe produziert. Bei maximaler Ladung können auch Kurven mit größerer Geschwindigkeit durchfahren werden. Die Lenkung wurde verbessert, der bequeme Fahrersitz bietet eine ausgezeichnete Sicht.

Kubatropfen

Die berühmteste Rumfabrik Kubas befindet sich in Santiago de Cuba, und man bereitet sich auf das 60jährige Bestehen vor. Die Rezepturen sind bewährt. Sie schließen die Lagerung des guten Tropfens in alten Eichenfässern ein, in denen zuvor Sherry und Whisky waren.

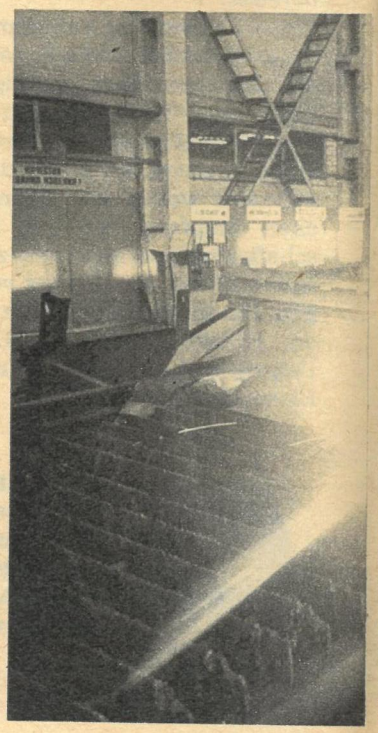


Küchenrenner

Für die Freunde der Kochkunst wird zur Zeit mit einer Ausstellung im ehemaligen Prager Strahov-Kloster ein besonderer, wenn auch nicht direkt kulinarischer Leckerbissen serviert – Kochbücher aus fünf Jahrhunderten (Foto: ein Exemplar von 1851). Sie zeigen neben diversen Rezepten auch Urgroßmutters gute Küchenutensilien.

Städtepartner

Gemeinsam arbeiten Amateurfilmstudios aus dem sowjetischen Jaroslawl, dem bulgarischen Plewen und aus Leipzig an einem Streifen über Georgi Dimitroff (Foto: Drehbuchautorin Marion Schob und Kameramann Andrej Justinow). Er reiht sich ein in das große Programm der Partnerstädte, die in jedem Frühling ihren eigenen Welttag begehen. Der Begriff „Partnerstädte" entstand im zweiten Weltkrieg, als Stalingrad und Coventry Beziehungen aufnahmen. Die Sowjetunion ist ein aktives Mitglied der Weltföderation, die 1957 gegründet wurde. In der RSFSR zum Beispiel haben 80 Städte enge Verbindungen mit 190 ausländischen Partnern.



Stammutter

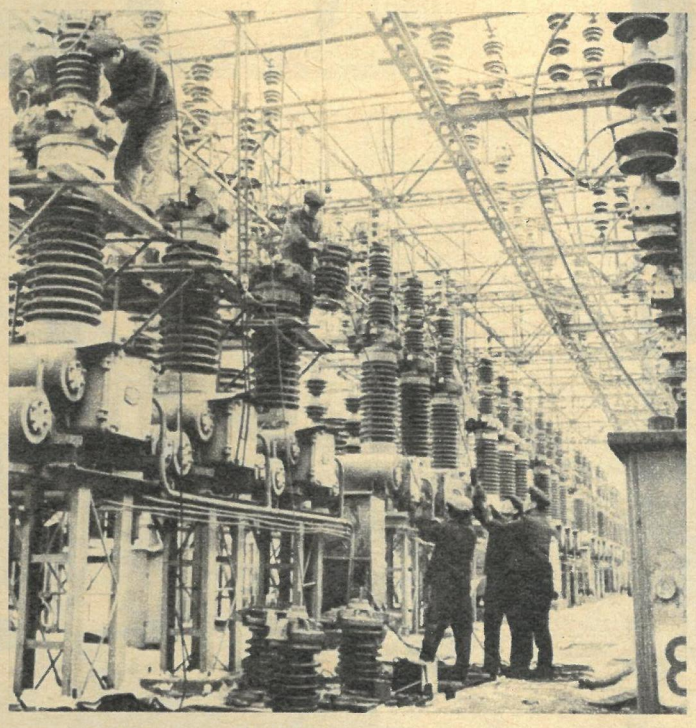
68 Mitglieder zählt die Familie von Oipar Saidowa, die im usbekischen Kolchos „Obraszowy“ ihren 100. Geburtstag feierte. Sie war eine der ersten, die die Parandsha ablegte, und auch erster weiblicher Brigadier ihrer Genossenschaft. Drei Söhne hat der Krieg verschlungen. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist das Stikken. Eifrige Schülerin ist ein Familienmitglied – die siebenjährige Schaira.

Flußenergie

Das Wasserkraftwerk Supung im Nordwesten der KDVR (hier die Umspannstation) ist ein zuverlässiger Energielieferant. In diesem Jahr werden 22 Prozent mehr als 1983 in diesen Zweig der Volkswirtschaft investiert. Bis zum Ende des Jahrzehnts soll die jährliche Produktion 11 Milliarden Kilowattstunden erreichen. Kohle und die Kraft der Flüsse bleiben Hauptenergieträger.

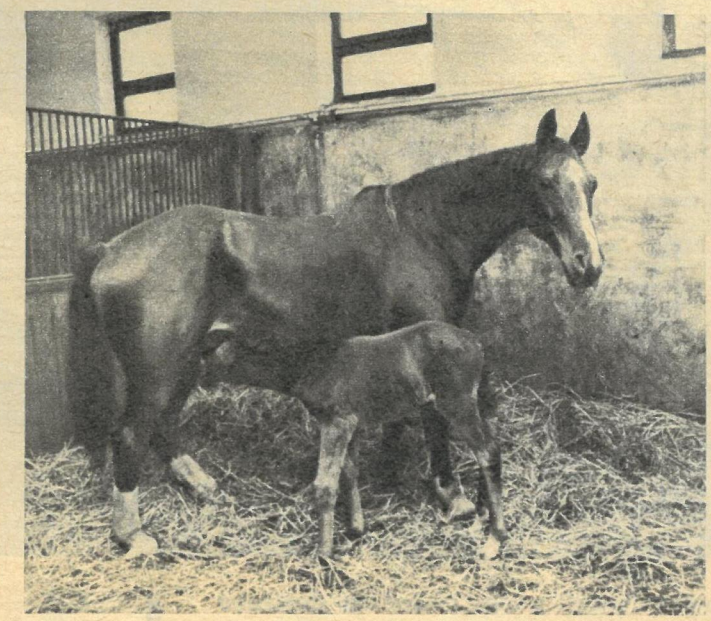
Markenmusik

Die Exponate des Museums für Volksmusikinstrumente im polnischen Szydlowiec werden jetzt auch per Briefmarke bekanntgemacht. Von den 12 Motiven liegen die ersten sechs bereits vor. So u. a. ein Großpolnischer Dudelsack (Foto), einer von den in Polen bekannten sieben verschiedenen Ausführungen dieses alten Musikinstrumentes.



Leserbus

Der Bibliobus der Prager Stadtbücherei versorgt die kleinen Leser der Südstadt. In der ČSSR gibt es mehr als 10 387 öffentliche Bibliotheken, und in den vergangenen fünf Jahren wuchs ihr Bestand von 41 auf mehr als 50 Millionen Bände. 2,6 Millionen Bürger sind eingetragene Leser, 74 Millionen Bücher werden jährlich ausgeliehen.



Plasmahilfe

Die Produktionsvereinigung „Elektrosila“ in Leningrad hat trotz jährlicher Produktionssteigerung von 5 bis 9 Prozent den Metallverbrauch um 10 bis 12 Prozent gesenkt. Bis Ende 1985 sollen 19 000 Tonnen eingespart werden. Einen wesentlichen Beitrag dazu leistet die beim Zuschneiden von Walzgut eingesetzte Plasmaschneidanlage vom Typ „Kristall“.

Sportnachwuchs

Künftige Rennpferde wachsen in der Genossenschaft „Frieden“ im zentralungarischen Komitat Féjer heran. Zwanzig Stuten sorgen für den Nachwuchs. Er ist geprägt von der in Ungarn weit verbreiteten Nonius-Rasse. Sie würde zwar keiner Schönheitskonkurrenz standhalten, doch ist sie zuverlässig und bewährt als Gebrauchs- und auch als heißblütiges Sportpferd.

gründen. Die Sowjetregierung und das „Komitee für die Versorgung der werktätigen Juden mit Boden“ machten Land in der Ukraine ausfindig, doch konnte sich dort nur ein kleiner Teil der Juden niederlassen. Im März 1928 nahm das damals höchste Organ der Sowjetmacht – das Präsidium des Zentralexekutivkomitees – den „Beschluß über die Bereitstellung freier Böden in der Amurniederung der Fernöstlichen Region zur Ansiedlung durch werktätige Juden“ an. 1930 wurde der Nationale Kreis Birobidshan geschaffen, am 7. Mai 1934 das Jüdische Autonome Gebiet. In den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges gingen mehr als 10000 Einwohner des Jüdischen Autonomen Gebiets an die Front, neun von ihnen wurden Helden der Sowjetunion. Das Jüdische Autonome Gebiet wurde für seine Erfolge beim wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau mit dem Leninorden und dem Orden für Völkerfreundschaft ausgezeichnet.

● Wirtschaftliches

Maschinenbau und Leichtindustrie, Holzverarbeitung;. eine über die Grenzen des Gebiets hinausgehende Bedeutung besitzt die Produktion von Landmaschinen und Starkstromtransformatoren, von Zement und Kalk; weiterhin wird Zinn gefördert. – Das Jüdische Autonome Gebiet bildet die Kartoffel- und Gemüse- sowie die Milch- und Fleischversorgungsgrundlage der Stadt Chabarowsk; außerdem ist die Landwirtschaft spezialisiert auf den Anbau von Getreide und Soja sowie auf die Bienenzucht.

● Statistisches

Der Anteil der Juden (die weniger als ein Prozent der Landesbevölkerung der UdSSR ausmachen) betrug 1977 bei den in der Wissenschaft Beschäftigten: 5,7%, in Literatur und Presse: 6,5%, in der Medizin: 3,4%, bei Juristen: 6,7%.

● Kulturelles

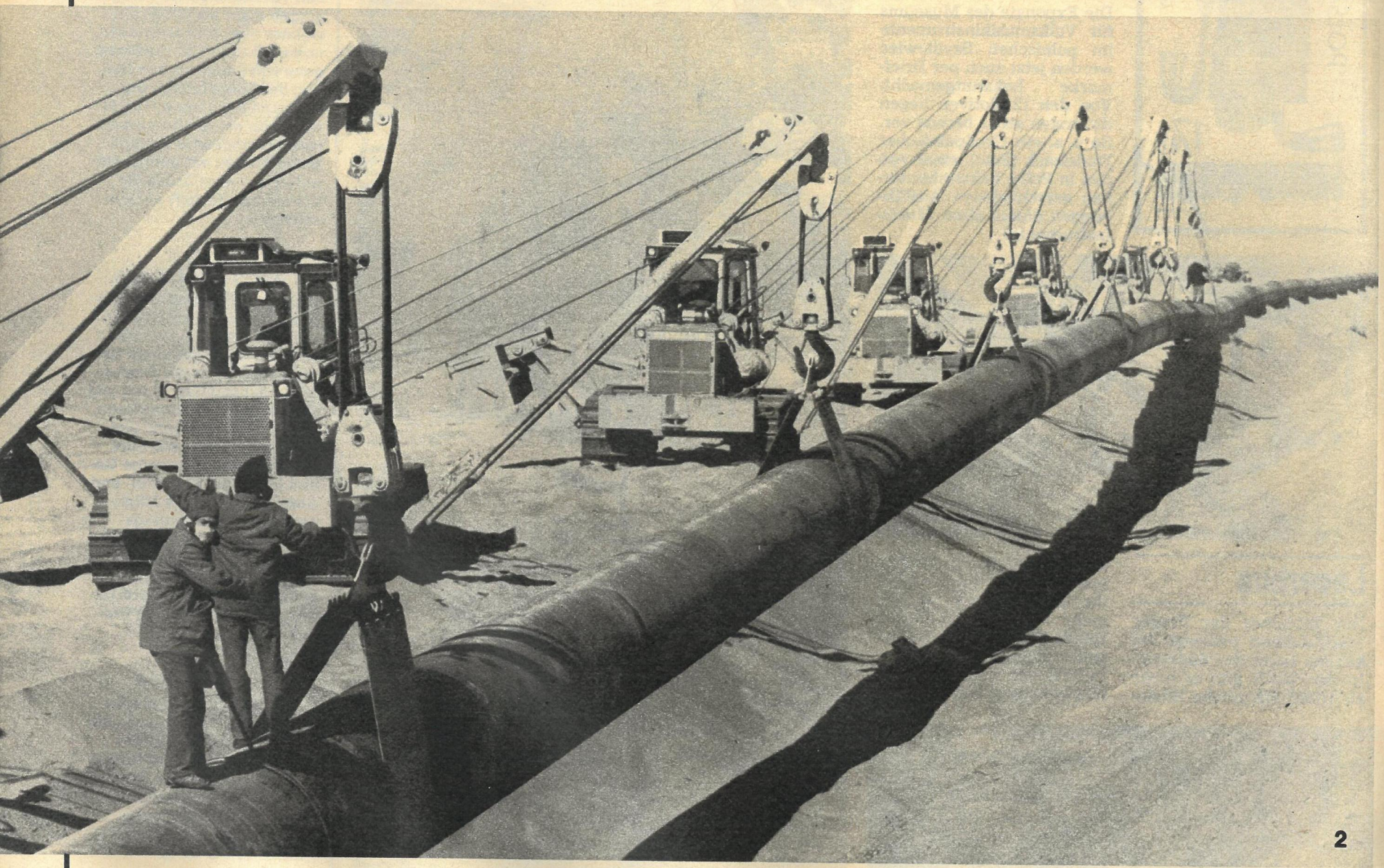
Innerhalb der letzten fünf Jahre wurden in der UdSSR 466 Bücher jüdischer Schriftsteller sowohl in ihrer jiddischen Muttersprache als auch in 15 Sprachen der Völker der Sowjetunion mit einer Gesamtauflage von mehr als 46 Millionen Exemplaren herausgegeben.

Gisela Reller

Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: TASS/M. Blochin, TASS/S. Meteliza, TASS/R. Schagajew, ZB/ČTK (2), ZB/MTI, ZB/KZNA, ZB/Ullmann, Sofia-PRESS; Karte: M. Kotsch

Die TASS-Korrespondenten I. Sotin und K. Dudarew waren mit der Kamera in der Demokratischen Volksrepublik Algerien unterwegs

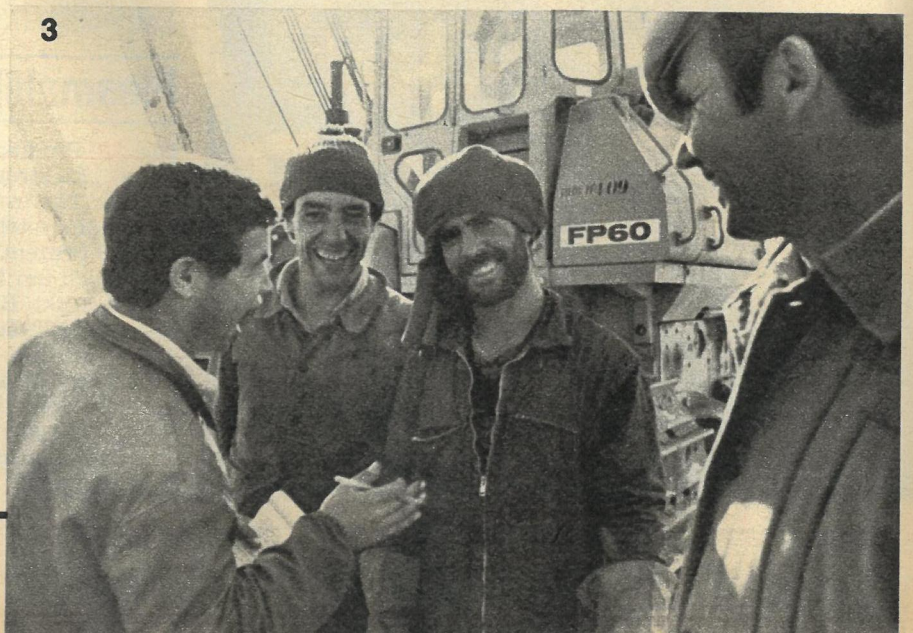
Zwischen Sahara

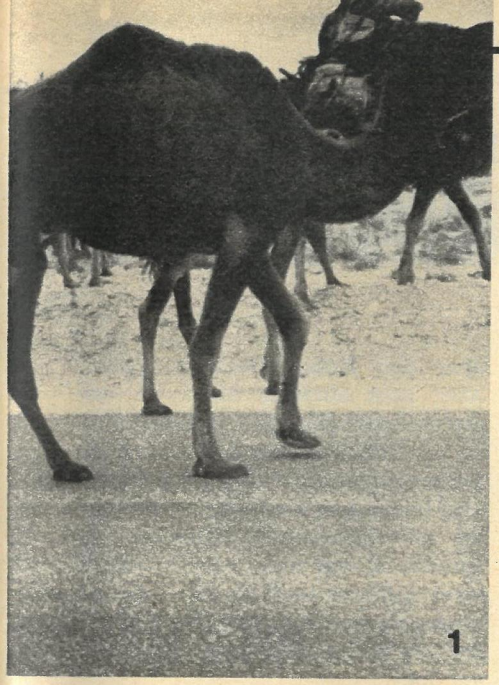


2

Algerien, Land im Nordwesten des afrikanischen Kontinents mit einem Küstenstreifen am Mittelmeer, mit Bergen, Hochebenen und dem Wüstensand der Sahara. Über 20 Millionen Menschen leben hier, mehr als die Hälfte ist jünger als 18 Jahre. Seit Erringung der Unabhängigkeit im Jahre 1962 wurde der Weg einer souveränen, fortschrittlichen und demokratischen Entwicklung gegangen, haben sich unter der Führung der revolutionär-demokratischen Partei FNL große sozial-ökonomische Veränderungen vollzogen. Es wurde das Fundament für eine nationale Wirtschaft gelegt, in der der staatliche Sektor dominiert, über 6000 Landwirtschaftliche Genossenschaften wurden gegründet, und in den Sozialleistungen nimmt Algerien einen der vordersten Plätze in Afrika ein. Hohes Ansehen genießt das Land durch das konstruktive Wirken in der Bewegung der Nichtpaktgebundenen, in der Organisation für afrikanische Einheit und in anderen Gremien sowie durch sein aktives Eintreten für die politische Lösung bestehender Konflikte. Freundschaft und Zusammenarbeit kennzeichnen die Beziehungen zu den sozialistischen Ländern.

3





1 Schnappschuß während einer Fahrt durch die Sahara.

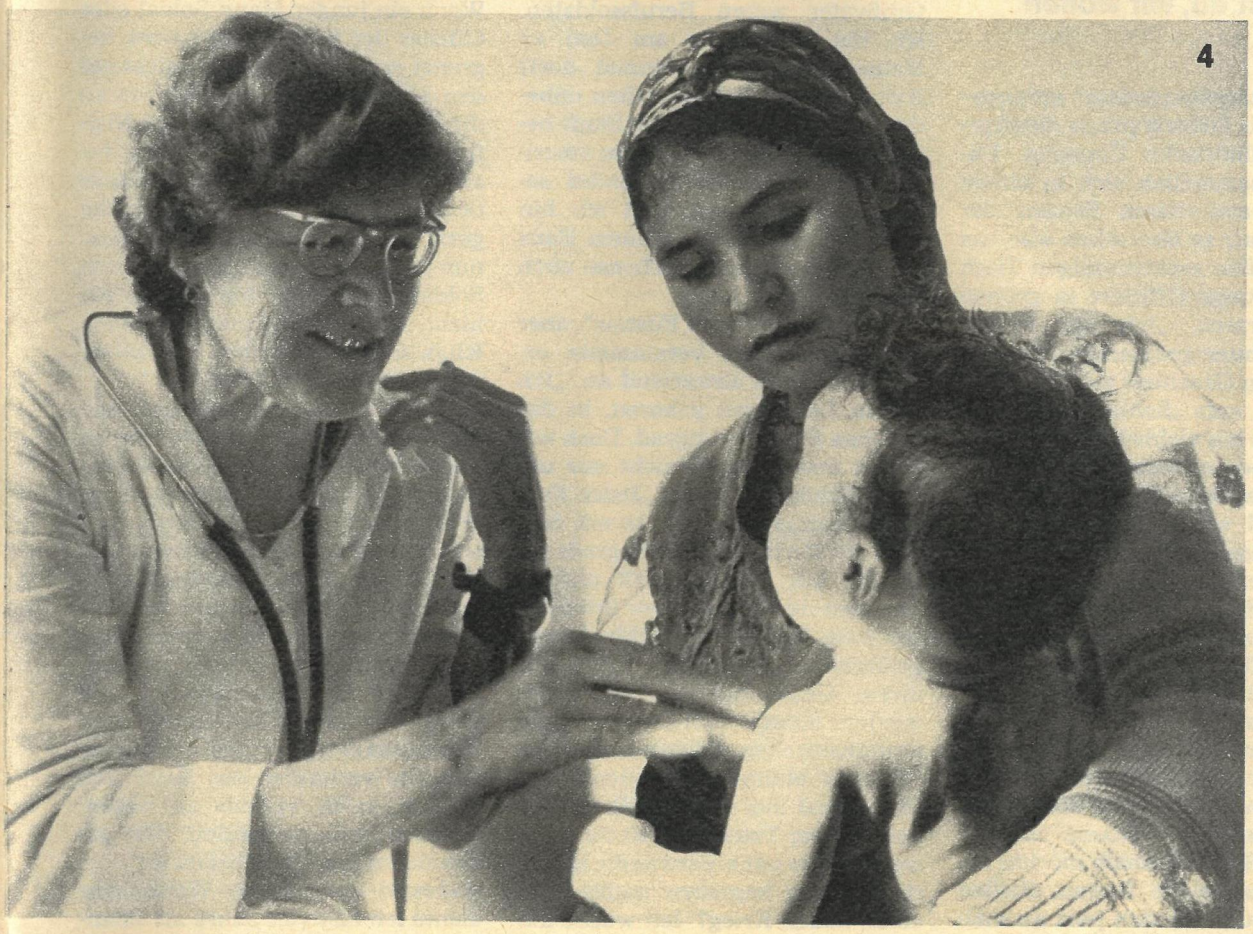
2 Zu den Bodenschätzen gehören außerordentlich reiche Erdgas-Vorkommen. Gegenwärtig wird am Bau eines weitverzweigten Leitungsnetzes gearbeitet. Sowjetische Fachleute rüsten die Trasse Alrar-Hassi-Messaoud aus, die über 653 Kilometer das Erdgas von den fernen südöstlichen Lagerstätten ins Zentrum des Landes bringt.

3 Sowjetische und algerische Bauleute an der Trasse Alrar-Hassi-Messaoud in der Frühstückspause. So wie hier ist auch der Erstling der algerischen Schwerindustrie, das Hüttenwerk von El-Chadshar, das einen bedeutenden Teil des Inlandbedarfes an Stahl deckt, Ergebnis der fruchtbringenden Zusammenarbeit beider Länder.

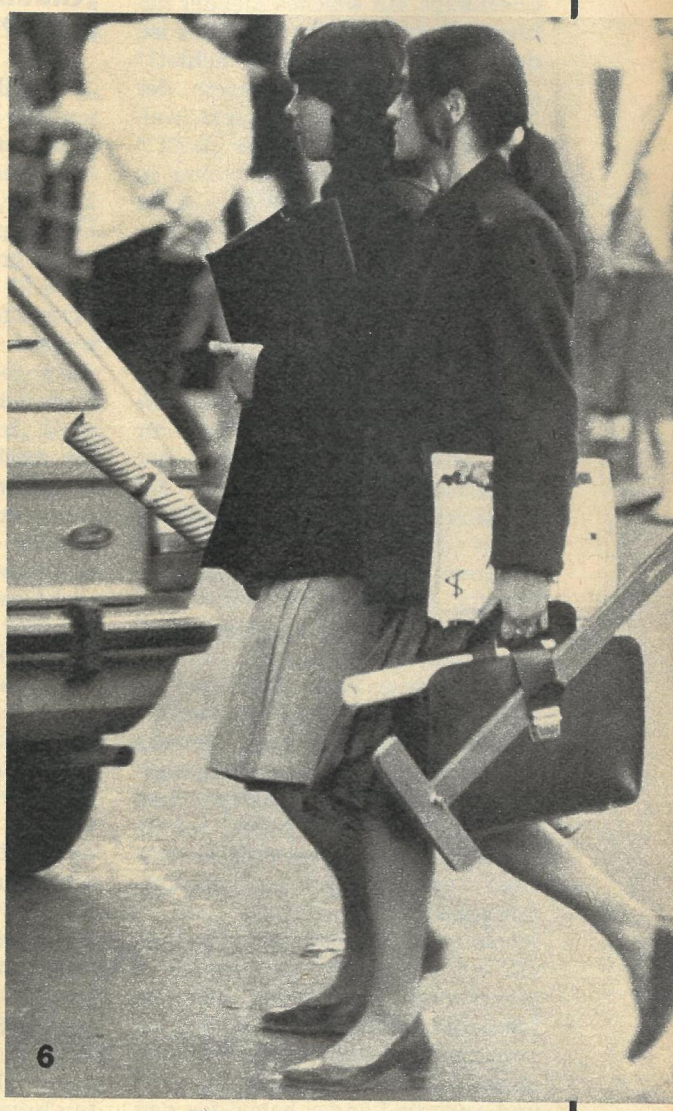
4 Sprechstunde bei der Moskauer Kinderärztin A. Kirnitschnaja im Krankenhaus der algerisch-sowjetischen Freundschaft in Lachdaria. Seit mehr als zwei Jahrzehnten gibt es ein enges Zusammenwirken auf dem Gebiet des Gesundheitswesens. Heute versorgen sowjetische Ärzte in 30 Städten des Landes algerische Patienten, lehren sie an Universitäten und Fachschulen.

5 Blick auf den Hafen von Algier. Der Warenumschlag, täglich 15000 Tonnen, nimmt unter den 10 algerischen Häfen den ersten Platz ein. Trotz Erweiterung kann der „Port d'Alger" den Andrang kaum bewältigen. Deshalb beginnen in Jijel, rund 250 Kilometer östlich der algerischen Hauptstadt, in diesem Jahr die Bauarbeiten für einen neuen Überseehafen, der in rund vier Jahren fertig sein soll. Dann können ihn Schiffe mit 120 000 Bruttoregistertonnen anlaufen.

6 In der Hauptstadt beobachtet: Mädchen auf dem Weg zum Unterricht. Die sich entwickelnde Wirtschaft verlangt nach qualifizierten eigenen Spezialisten. So werden am Ende dieses Fünfjahrplanes rund 200 Lehr- und Ausbildungsstützpunkte im Lande neu geschaffen sein. Damit erhalten 150000 Algerier eine fachgerechte Ausbildung. Die Sowjetunion half bei der Einrichtung von 40 Zentren für Berufsausbildung. Fast in jedem unterrichten sowjetische Fachleute.



4



6

5

und Mittel-meer

„Ich würde dem amerikanischen

Die amerikanische Fernsehgesellschaft CBS strahlte die Sendereihe „Verteidigung der Vereinigten Staaten von Amerika“ aus. Auf dem Bildschirm wurde eine „Verteidigung“ gezeigt, die nicht nur die Vernichtung des „Gegners“ (das heißt der Sowjetunion), sondern auch der USA selbst bedeuten würde. Danach fragte der Kommentator einen Soldaten der US-Raketentruppen: „Wissen Sie denn überhaupt, auf welches Ziel der nukleare Raketenschlag gerichtet ist, der alle und alles vernichtet?“ „Keine Ahnung“, antwortete der Soldat. „Interessiert Sie nicht, welches Objekt Ihre Rakete trifft?“ drang der Kommentator weiter in ihn ein. – „Nein, ich will es nicht wissen“, antwortete der junge Mann. – „Warum denn nicht?“ – „Weil ich mich dann daran beteiligt fühlen würde.“

Der Kommentator interviewte einen General des Strategischen Luftwaffenkommandos der USA (er würde die Verantwortung für eine nukleare Vernichtung der Weltzivilisation tragen, falls der tragische Beschluß darüber gefaßt wäre). „Halten Sie es nicht für denkbar, daß die Russen auf den Einsatz der tödlichen Waffe verzichten, da sie begreifen, daß bei einem nuklearen Überfall auf die USA Millionen ihrer Mitbürger unweigerlich umkommen würden?“ – „Nein“, erwiderte der General. „Die Russen verloren im vergangenen Krieg 20 Millionen Menschen und kamen trotzdem wieder auf die Beine. Deshalb würden sie vor solchen Verlusten auch nicht zurückschrecken.“

Ich sah und hörte zu, und es schien mir wie ein böser Alptraum. Noch nie wurden das Wesen und die Mentalität eines Volkes dermaßen verzerrt dargestellt wie im Verlaufe dieser Jahre. Die Bürger der USA und anderer Länder haben für den ihnen aufgezwungenen Antisowjetismus teuer zu zahlen. Er hat einen gefährlichen Grad erreicht. Der Antisowjetismus tritt heute in der Gestalt eines wahnsinnigen Brandstifters auf, der sich in das nukleare Waffenlager eingeschlichen hat. Um ihn zu bändigen, müssen die Amerikaner die Wahrheit über die Sowjetmenschen wissen.

Eines Tages klingelte das Telefon. „Ihre Bitte ist erfüllt“, teilte man mir mit. „Welche Bitte?“ wollte ich wissen. „Sie sagten doch, Sie möchten gerne einen Tag mit sowjetischen Militärangehörigen verbringen? Halten Sie sich bitte morgen früh bereit.“

Eine Gruppe Offiziere erwartete uns vor dem Tor. Die Offiziershochschule „Wystrel“, wo wir uns nun befanden, hatte in den 60 Jahren ihres Bestehens viele berühmte sowjetische Kommandeure ausgebildet. „Wir werden Ihnen zunächst unsere ‚Militärgeheimnisse‘ zeigen“, sagte man mir. „Dann können Sie sich mit unseren Jungs unterhalten, soviel es Ihnen beliebt. Einverstanden?“ – „Wunderbar!“ antwortete ich.

„Glaubst du, wir wollen Krieg?“

„Die Militärgeheimnisse“ entpuppten sich als äußerst präzis durchgeführte militärische Übungen. Danach versammelten sich in einem Zimmer, aus dessen Fenster der Übungsplatz zu übersehen war, um einen großen rechtwinkligen Tisch etwa 25 junge Offiziere in grünen Felduniformen. „Ich bin keineswegs zu Ihnen gekommen, um über das soeben Gesehene zu sprechen“, sagte ich, aufs „Schlachtfeld“ weisend. „Ich bin vielmehr gekommen, um darüber zu beraten, was wir – Sie, Sowjetmenschen in Militäruniform, und wir Amerikaner – tun können, damit all das, was ich jetzt miterlebte, nur Übung bleibt. Ja, mehr noch, was ist zu tun, daß jener Tag anbricht, an dem auch die Truppenübungen hinfällig werden. Leider haben die Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern in der letzten Zeit einen gefährlichen Charakter angenommen. Man redet uns ein, Sie, das heißt die Sowjetunion, gefährde unsere Sicherheit und Ruhe. Deshalb möchte ich ohne Umschweife fragen. Stellen wir uns vor, daß sich jetzt an meiner Stelle irgendein amerikanischer Soldat befindet. Was würden Sie ihm sagen?“

Langes Schweigen. Endlich begann einer der jungen Offiziere zu sprechen: „Ich heiße Vitali Kulagin, bin Ingenieur-Offizier, in Minsk geboren. Meine Heimat, Belorußland, hat den ersten Schlag der Faschisten auf sich genommen. Und ich würde die Geschichte meiner Familie erzählen. Viele meiner Verwandten habe ich nicht kennengelernt, weil sie im Krieg gefallen sind. Meine beiden Großväter wurden von den Faschisten ermordet. Ich würde dem amerikanischen Soldaten sagen: ‚Weißt du denn, wie viele Enkel ihre Großeltern verloren haben? Wie viele Kinder ohne Eltern aufgewachsen sind?‘ Ich habe den Krieg nicht mit eigenen Augen gesehen, aber mein Vater hat sich sein ganzes Leben nicht mehr von seiner Verwundung erholen können.“

Vitali Kulagin verstummte und wandte sich schweigend ab. Danach fügte er hinzu: „Wir jubelten, als unsere Kosmonauten und eure Astronauten einander im Weltraum die Hand drückten. Ich würde ihm sagen: ‚Sollen denn zwischen uns nicht solche Beziehungen sein?‘“

Viele äußerten den Wunsch, mit dem imaginären amerikanischen Soldaten zu sprechen. Leutnant Viktor Woloschin erhob sich: „Sowohl mein Vater als auch mein Großvater waren Berufssoldaten. Ich bin in Rostow am Don zu Hause. Waren Sie einmal dort? Nein? Wie schade! Sie sollten unbedingt, ja, unbedingt diese Stadt besuchen! Ich würde also dem amerikanischen Soldaten folgendes sagen: ‚Du bist jung, und ich bin jung. Du möchtest in deinem Haus in Frieden wohnen – ebenso auch ich!‘“

„Ich bin Hauptmann Filatow“, aber kaum begonnen, verstummte er. Alle sahen ihn abwartend an. „Ich bin in Leningrad geboren, in der schönen Stadt Leningrad. Doch wir lieben unsere Stadt nicht nur um ihrer Schönheit willen. Jeder Fußbreit Leningrader Erde ist mit dem Blut der Verteidiger Leningrads getränkt. Ich besuchte mit meinen Soldaten den Piskarjower Friedhof, wo etwa 500 000 im Heldenkampf gestorbene Leningrader ruhen. An ihrem Grab schworen wir: ‚Nie wieder Krieg!‘ Ich würde dem amerikanischen Soldaten die Piskarjower Mahn- und Gedenkstätte zeigen und ihm sagen: ‚Wir gedenken unserer Toten. Meinst du etwa, wer so viele nahe Verwandte im vorigen Krieg begraben mußte, will einen neuen Krieg?‘ Ich würde ihn ins Museum der Mahnstätte führen und ihm die 120-Gramm-Schnitte Brot zeigen – die Tagesration jedes Leningraders während der 900-Tage-Blockade. Ich würde ihm das Tagebuch von Tanja Sawitschewa zu lesen geben, worin das 12jährige Mädchen die Geschichte des Untergangs ihrer Familie beschrieb. Und ich würde ihn nochmals fragen: ‚Glaubst du denn, wir wollen Krieg?‘“

Sie wußten nichts über die Sowjetarmee

Das war nicht mein erstes Gespräch mit sowjetischen Soldaten. Die Söhne vieler meiner sowjetischen Freunde dienten in der Armee, ich sprach des öfteren mit Soldaten in Theaterpausen über Stücke. Die Angehörigen der Sowjetarmee machen einen bedeutenden Teil der Theaterbesucher aus. Ich sah sie auf Kolchosfeldern, bei der Ernte. Ich sah sie während des Urlaubs, rotbäckig und gesund, über den Roten Platz spazieren. Aber kein einziges Mal während meines sechsjährigen Aufenthaltes in der UdSSR sah ich, daß sich einer unanständig benommen hätte, was leider keine seltene Sache unter amerikanischen Soldaten ist. Auffallend war nicht nur ihr tadelloses Äußeres und die Art, sich zu bewegen, sondern auch das Verhalten der Sowjetmenschen ihnen gegenüber.

Wenn ein junger Mann Soldat oder Offizier der Sowjetarmee wird, begrenzt er seine Interessen nicht auf den Militärdienst. Ich denke da an die Worte von Oberstleutnant Nikifor Antonow: „Sieben Jahre besuchte ich die Kindermusikschule und lernte Klavierspielen. Ich gehe gern ins Theater. Muß ich denn nun auf all das verzichten, weil ich Soldat geworden bin? Natürlich nicht. Kommen Sie mal in unseren Klub, und Sie werden sich selber davon überzeugen können…“

Auf dem Weg zum „Wystrel“ sah ich Weizenfelder, weidende Herden und glaubte, daß diese Ländereien irgendeiner Kollektivwirtschaft gehören. Aber zu meinem Erstaunen erfuhr ich, daß sie zum Territorium der Offiziersschule gehören. Hauptmann Pawlenko erklärte mir: „Was soll mit diesem fruchtbaren Stück Land geschehen? Soll es verkommen? Wir mähen selber Heu und geben es unseren Nachbarn – den Kolchosbauern.“ – „Sie wollten sagen, Sie verkaufen das Heu?“ Ich glaubte, mich verhört zu haben. „Warum denn verkaufen? Wir geben ihnen das Heu kostenlos.“

Während des zweiten Weltkrieges diente ich fast vier Jahre als Infanteriesoldat in der US-Armee. Ich war im 165. Infanterieregiment der 27. Division und nahm an der Schlacht um Okinawa teil. Meine Kameraden empfanden Achtung gegenüber der Sowjetarmee. Als die Nachricht kam, die Sowjetunion habe die „unbesiegbare“ Wehrmacht geschlagen und die Kwangtung-Armee in der Mandschurei vernichtet, jubelten unsere Soldaten. „Was sind das nur für Soldaten?“ fragten sie. „Weshalb kämpfen sie so gut?“ Sie wußten so gut wie nichts über die Armee unseres Hauptverbündeten.

Die gleichen reaktionären Kräfte in den USA, die die Verantwortung dafür tragen, daß die Tatsachen des heldenhaften Kampfes und der Siege der Sowjetarmee im zweiten Weltkrieg verschwiegen wurden,

---

Auf dem Mamajew-Hügel in Wolgograd: Denkmal für die Gefallenen in der Schlacht an der Wolga

Soldaten sagen..."

Von Mike Davidow, amerikanischer Journalist

versuchen auch heute, den volksverbundenen Charakter der sowjetischen Streitkräfte vor den Amerikanern zu verheimlichen. Die Sowjetarmee konnte deshalb so gut kämpfen, weil sie eine wahre Volksarmee war.

Damit die junge Generation nicht die letzte wird

In der Redaktion der Zeitung „Komsomolskaja Prawda" sah ich große Postsäcke, voll von Briefen junger Arbeiter, Kolchosbauern, Studenten und Angehöriger der Intelligenz aus allen Teilen der Sowjetunion. Das war nur ein Bruchteil offener Briefe Millionen sowjetischer Jugendlicher an die Washingtoner Administration. Obzwar diese Briefe das Weiße Haus erreichen sollten, wandten sie sich jedoch an das ganze Volk der USA. Diese Briefe enthielten die Frage, die zu beantworten sich der junge amerikanische Soldat im CBS-Fernsehen geweigert hatte, der in Ausführung des Befehls eine Rakete mit nuklearem Gefechtskopf gegen einen „anonymen" Gegner zu starten hat.

Das ist die Frage, welche unbeantwortet zu lassen wir nicht das Recht haben: „Wird denn die junge sowjetische Generation in der Tat die letzte sein? Werden denn die USA tatsächlich vom Antlitz der Erde verschwinden, ehe sie die Schwelle des dritten Jahrhunderts ihres Bestehens überschreiten?"

Die wüste antisowjetische Hetze seit dem Machtantritt der Reagan-Administration hat die Normalisierung in den Beziehungen zwischen den USA und der UdSSR ins Stokken gebracht. Das Jahrzehnt der Vernunft wurde von der Politik des nuklearen Wahnsinns abgelöst, von einer Politik, gestützt auf den Mythos von der „sowjetischen Bedrohung" und auf psychologische Einwirkung einer zügellosen antisowjetischen Propaganda auf die Massen.

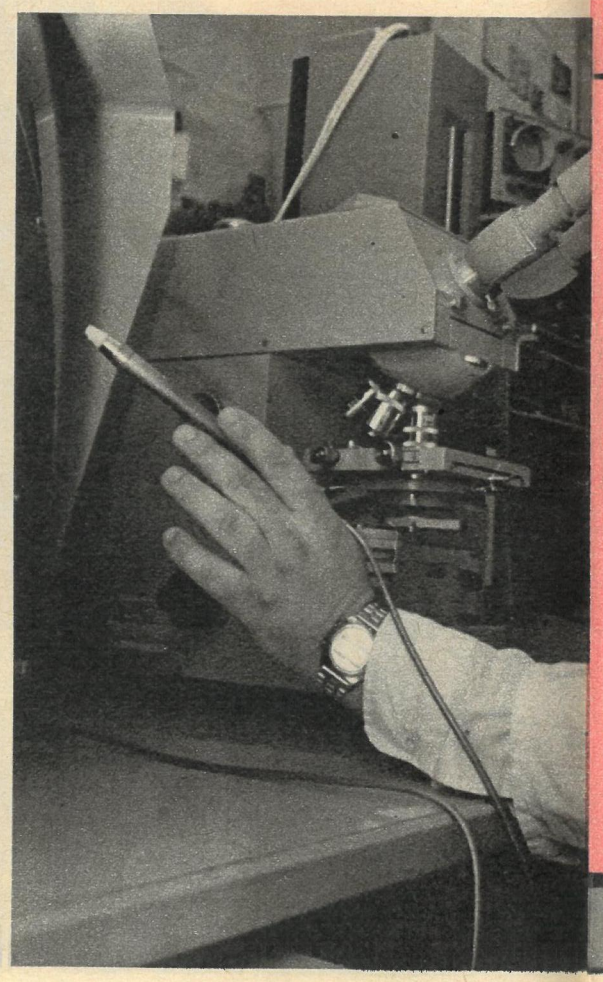
Möge die heranwachsende Generation von Sowjetmenschen mit ihrem Elan und ihrer Begeisterung auf dem von den Großvätern und Vätern geebneten Wege des Aufbaus einer neuen Gesellschaft vorwärtsschreiten! Und möge die Jugend der Vereinigten Staaten von Amerika nüchtern und ohne Vorurteile auf ihre Altersgenossen in der Sowjetunion schauen!

(Aus „Kultur und Leben")

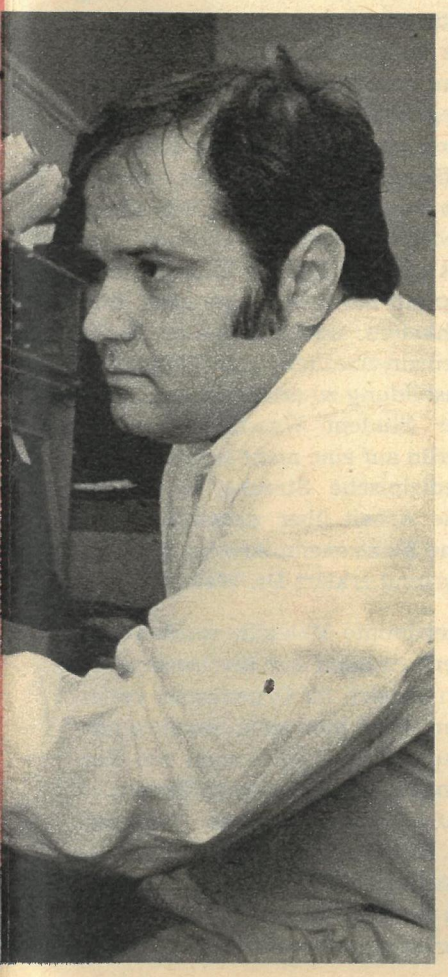
Foto: Detlev Steinberg

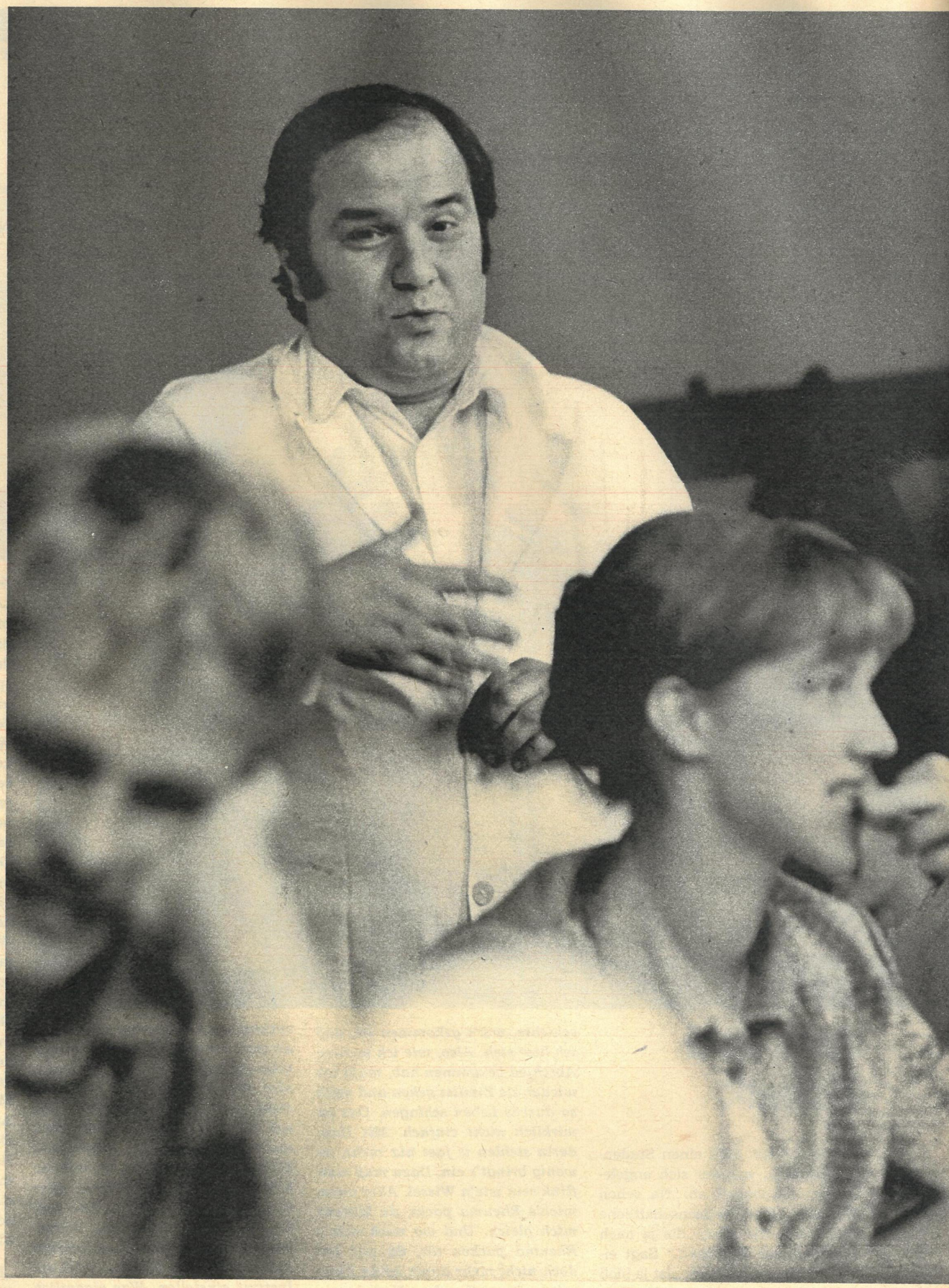
Arzt und

Im Hörsaal des Pathologischen Instituts der Berliner Charité. Der bulgarische Arzt Dr. Georgi Wassilew demonstriert vor Studenten eine Sektion. In diesem Institut, das Rudolf Virchow schuf, wird heute noch das Arbeitszimmer des Begründers der Zellular-Pathologie gezeigt. Zwar befaßt sich die Pathologie noch immer mit „todtem Material", aber auch mit Gewebe von Lebenden. Wenn der Chirurg es gerade einem Patienten entnommen hat, will er, so rasch es geht, vom Pathologen wissen, ob dieser es als gesund oder krankhaft verändert beurteilt. Mit Hilfe der automatischen Bildanalyse (an deren Mikroskop mit angeschlossenem Monitor und Rechner — Dr. Wassilew auf dem Foto unten) werden Gewebeforschungen vorgenommen. Die spezielle Richtung der Pathologie, an deren Modernisierung Wassilew mitarbeitet, heißt Morphometrie. Tradition und wegweisende Forschung unter einem Dach? Dr. Georgi Wassilew hat hier bereits studiert, sieht seine Wirkungsstätte mit bulgarischen Augen. Ein Auge kneift er manchmal listig zu.



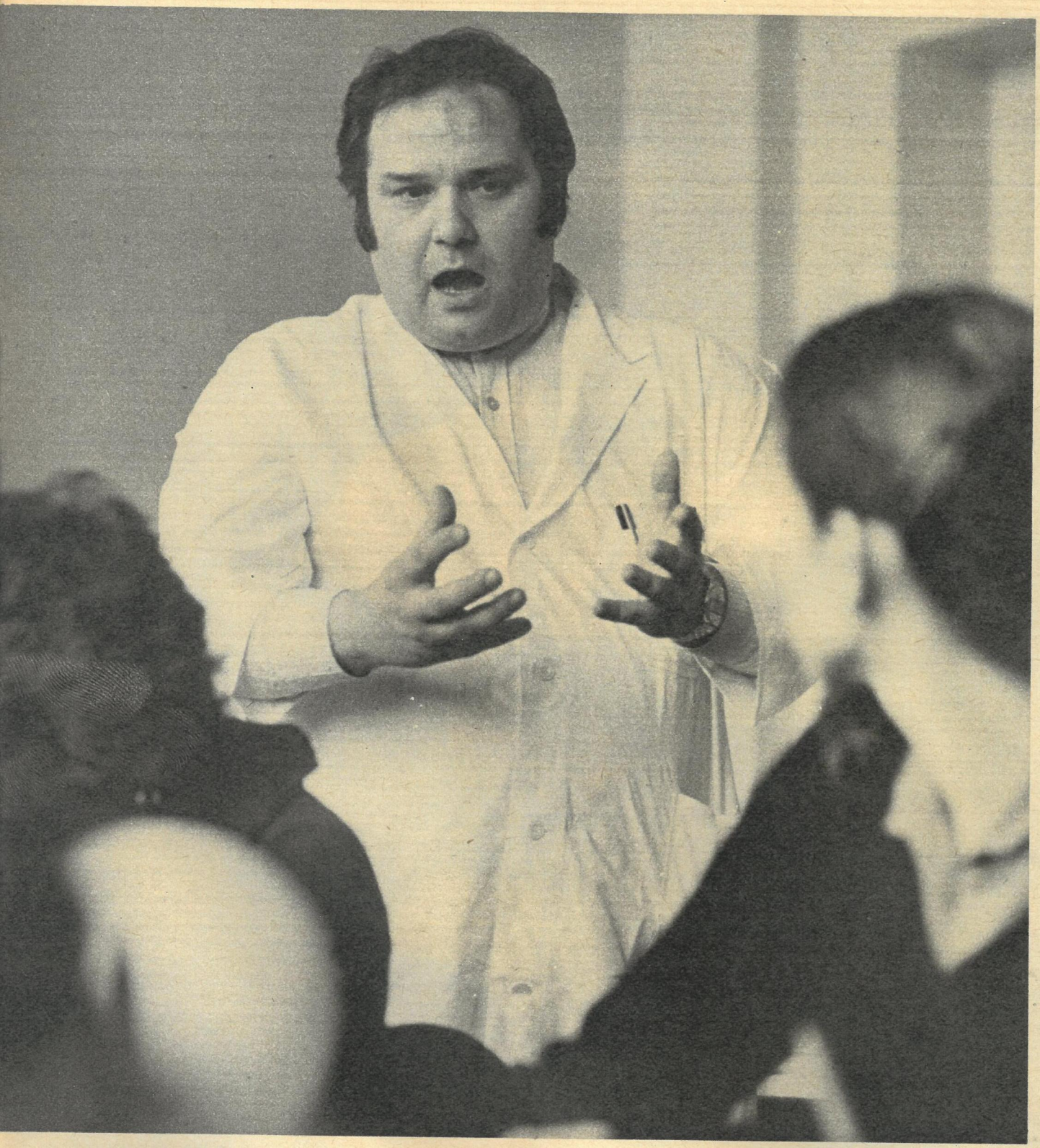
Das vorletzte Seminar vor den Prüfungen. Die sieben Studentinnen und neun Studenten sitzen sichtlich nervös auf ihren Stühlen. „Die einzelnen Gruppen werden von verschiedenen Prüfern examiniert…“ Er hat die kurzen Hände vor dem Bauch gefaltet und übersieht die unruhigen Blicke, die zwischen den Studenten gewechselt werden. „Fangen wir an mit einem der ersten Gebiete, die wir behandelt haben – der Pathologie des Magen-Darm-Traktes. Ein beliebtes Gebiet, falls Sie von Professor David geprüft werden. Da gibt es nun gewisse Schwerpunkte…“ Kunstpause. Einer meldet sich: „Typhuserreger!“ Heiterkeit. „Na ja“, schmunzelt Dr. Wassilew, „die haben bei uns in den letzten Jahren an Bedeutung verloren.“ Er will auf das Magengeschwür hinaus. „Wie sieht das Ulcus makroskopisch aus?“ Drei Jungen teilen sich das Thema. Die Mädchen verbergen ihre Schüchternheit hinter eifrigem Mitschreiben. Was Wassilew in einer peinlich langen Pause zu der Bemerkung provoziert: „Na, ich muß schon sagen, auf m e i n e Patho-Prüfung war ich aber besser vorbereitet!“ Pflichtgelächter. „Die ich mit Eins bestanden habe. Allerdings war ich gerade aus Bulgarien gekommen und hatte für das Fach ein Jahr Zeit.“ Die Heiterkeit wird echt. Langsam löst sich die Verkrampfung, auch die jungen Damen beginnen mitzureden. Einer hat eine Frage, Antworten werden zur Diskussion. Wassilew zieht sich





Schalk

Porträt von Dieter Heimlich (Text) und Volker Hohlfeld (Fotos)



Arzt und Schalk

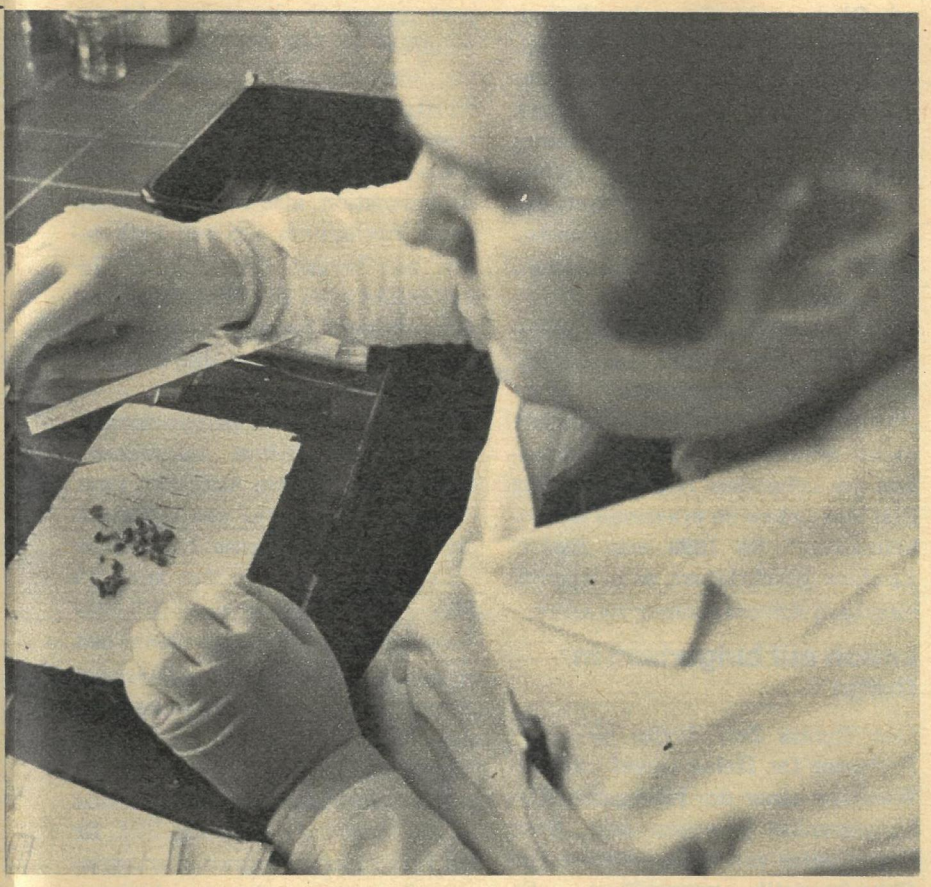
daraus zurück. Läßt einen Studenten erklären, was der sich angelesen hat und schließt ab: „Na, sehen Sie, eine feine wissenschaftliche Diskussion, die könen Sie ja nach dem Seminar fortsetzen." Sagt einer der Jungen trocken: „Ist ja bloß durch das Seminar unterbrochen worden!" Die Studenten wissen, dieser Dr. Wassilew versteht Spaß.

Schwejk in der Charité

Spaß ganz besonderer Art hatten die Kollegen, als Dr. Wassilew auf einer Weihnachtsfeier in die Gestalt des Schwejk schlüpfte:
„Am ersten vielleicht die Geschichte, wie's gekommen ist, daß ich hier steh. Also, wie ich meinen Abschied bekommen hab, mußt ich wieder als Zivilist gehen und mich so durchs Leben schlagen. Das ist wirklich nicht einfach. Mit Hunderln stehlen is fast nix mehr, so wenig bringt's ein. Dazu muß man flink sein wie'n Wiesel. Aber wenn mich's Rheuma packt, da hättens mich gleich. Und wo mich nich's Rheuma packen tät, da paß ich doch nicht mehr durch keine Ritze mit meinem Bauch... Und deswegen hat mir ein alter Freund – der, mit was ich bei den Einundneunzigern im Feld war – die Adresse vom Virchow-Institut gegeben. Sein Großvater hat nämlich schon beim Geheimrat gearbeitet. Außerdem liegt er jetzt hier mit 'nem gebrochenen Bein. Wie der Virchow, was von der Pferdebahn abgesprungen is, weil keine Haltestelle da war, und er hat dringend rausmüssen. Er hat mir geschrieben – also der Freund, nicht der Virchow, was schon lange tot is, – ich soll ihn mal besuchen und dabei auch das Institut anschauen. Weil's gleich nebenan is und sie bestimmt einen Hausdiener oder so was brauchen täten. Also hab ich mich gesetzt und 'ne Bewerbung für die Charité geschrieben und gebeten, sie möchten mich im Institut einstellen. Was eigentlich mehr ein Museum sein soll, wo verschiedene Organe und Geräte, vor allem aus 'm letzten Jahrhundert, aufbewahrt werden, was noch in Funktion sein soll. Und werd mich mit der Bewerbung auf 'n Weg machen..."

Wassilews kritische Heiterkeit und seine Figur gaben einen so idealen Schwejk ab, daß seine ehemaligen Lehrer und heutigen Kollegen manche Pointe in Kauf nahmen, die er sich auf ihre Kosten ausgedacht hatte. Jemand, der mit so spitzer Zunge Hašek persiflierte, mußte über eine gehörige Portion Selbstbewußtsein verfügen.
Wie er tatsächlich ins Institut gekommen war, wußten die meisten seiner Zuhörer. In Sofia hatte Georgi das Medizin-Studium begonnen und bereits das Physikum hinter sich, als er nach Berlin kam. Der Vater, bekannter Chirurg, hatte abgeraten, ebenfalls Chirurgie zu wählen, obwohl der Junge den Vater bei vielerlei beruflichen Wegen begleitet hatte. Eine Neigung zu Hochdruck und Niereninsuffizienz in der Familie würden ihn zu hoch belasten. Der Onkel Georgis, Gerichtsmediziner und mit seinem Berliner Kollegen Prokop gut bekannt, fragte nach Möglichkeiten, dem Jungen in Berlin Medizin-Studium und Pathologie-Ausbildung zu ermöglichen...
Der Student Wassilew geriet in Berlin auf eine mehr technische als medizinische Strecke; er schrieb eine Arbeit über autoradiographische Elektronenmikroskopie. Rückblickend erklärt Dr. Wassilew:

„Bestimmte Moleküle werden markiert. Anhand der Markierung lassen sie sich im Organismus verfolgen. Wenn man sieht, wo sie eingebaut werden, kann man die Vorgänge in der Zelle kontrollieren..."
Aufmerksam verfolgte Professor Dr. Heinz David, damals Leiter der Abteilung Elektronenmikroskopie, die Arbeit des jungen Mannes. Er war es, der ihn auf eine neue Unter-



Die Charité verpflichtet jeden Assistenten zu Lehr- und zu Forschungsarbeit. Aber sie ist auch praktisches Krankenhaus. Dr. G. Wassilew im Seminar und bei Routineuntersuchungen von Geweben, auf deren Befund der Chirurg am Operationstisch wartet.

suchungsmethode der morphologisch orientierten Forschung hinwies, auf die Morphometrie.

Morphologen beschäftigen sich weniger mit Zellfunktionen, mehr dagegen mit Zellstrukturen: mit den Veränderungen der Zelle, des Gewebes, der Organe. Und die Morphometrie kann die Zellen in Maß und Zahl erfassen. Daraus kann geschlossen werden, ob und wie sich ein Organ verändert. Zwar ist das Elektronenmikroskop ein verläßliches Instrument, aber vor optischen Täuschungen bewahrt es den untersuchenden Arzt nicht. Es zeigt ja nur die Gewebefläche des Ausschnittes stark vergrößert. Die Zeiten, da der Pathologe einen Blick durchs Mikroskop auf ein Lebergewebe warf, um zu erklären „Die Leber ist gesund!", sie sind vorüber. Spätestens seit angefangen wurde, Zellkerne auszuzählen, deren Menge und Dichte und Formen auszuzählen und zu vermessen. Wassilew: „Heute sind wir soweit, daß uns der Computer aussagt: Das ist eine Herzmuskelzelle, das ist eine Leberzelle, für die letztere sogar, eine Leberzelle mit dem und dem Schaden!" Solche genaue Aussage hat Wassilews heutiger Chef, Professor Simon, dem Computer beigebracht, sagt Wassilew.

Der Student Georgi Wassilew ahnte von alledem noch nichts, als er im Ausländer-Wohnheim an seinem Thema für die Diplomarbeit saß. „Ich wollte mich nicht damit zufriedengeben, lediglich auf die Fragen zu antworten, die mir Professor David gestellt hatte. Die ersten, zu denen ich mit meinem mathematischen Problem ging, waren natürlich die Mathematiker im Wohnheim. Am liebsten waren mir die Vietnamesen. Die sind nicht eher vom Stuhl aufgestanden, bis sie eine Lösung gefunden hatten."

Als dem Medizinstudenten endlich eine mathematische Schwelle mit solcher Nachbarschaftshilfe nicht mehr überwindbar schien, fuhr Georgi Wassilew nach Jena. Dort arbeitete ein Dr. Fritsch an ähnlichen Meßverfahren. Er wurde Wassilews Nebenbetreuer. Das Diplom-Thema wurde gleich für die Doktorarbeit weitergeführt. 1971 hatte er das Studium beendet. Aber was ist beendet, wenn er doch schon im Kopf hat, wie die Morphometrie, diese aufwendige Gewebevermessung, technisch zu beschleunigen, zu vereinfachen ist? Er bekommt eine Studienreise zu einem Forscher nach Belgien, der bereits praktische Erfahrungen mit Geräten besaß, die für die eigenen Forschungen wie geschaffen schienen. An sie lehnte sich Wassilew an, als er in Berlin die ersten Apparate selbst bauen ließ…

Leben erkennen

Nach der Anstellung als Assistent am Pathologischen Institut schloß der frischgebackene Doktor der Medizin Bekanntschaft mit Professor Dr. Heinz Simon, damals noch in Dresden, heute Direktor des Berliner Pathologischen Instituts.

„Unter seiner Leitung arbeite ich jetzt schon fast zehn Jahre. Wir haben Meßmethoden entwickelt, die praktisch alle medizinischen Disziplinen verwenden können – die Chirurgen, die Zahnmediziner, die Orthopäden…"

Aus den jahrelangen Bemühungen, die Meß- und Zählmethoden zu mathematisieren, erwähnt Wassilew ein Beispiel:

Schon im vergangenen Jahrhundert hatten Geologen eine Methode zur Gesteinsuntersuchung entwickelt. Wollten sie exakt berechnen, ob sich ein gesuchtes Mineral im vorliegenden Gestein in so reichlicher abbauwürdiger Konzentration befindet, fertigten sie hauchdünne Gesteinsplättchen, die sie mikroskopisch untersuchten, sogenannte Schliffe. Auch der Pathologe fertigt aus dem Gewebe, das er untersuchen will, einen durchsichtig-dünnen Schnitt, um ihn zu mikroskopieren. Wenn auch lebendes Zellmaterial sich durch die Präparation bereits verändert, im Gegensatz zu totem Gestein. Übernehmen konnten die Mediziner freilich die Meßmethoden der Geologen; doch auch mit deren Rasterprinzip (hier soundsoviel Mineralbestandteile, dort soundsoviel Zellkerne!) blieb immer noch viel aufwendige Rechnerei nötig…

In einer Fachzeitschrift, erschienen Ende vergangenen Jahres, wird von einem Autorenkollektiv in Einzelheiten erläutert, wie eine Herzmuskulatur vermessen wurde und welche Daten dem Rechner dafür eingegeben worden sind. Einer der Autoren heißt Wassilew.

Arzt und Schalk

„Das setzt die Zusammenarbeit zwischen Ärzten, Mathematikern und Physikern voraus. Grundkenntnisse in den jeweils fremden beiden Fächern waren unerläßlich. Es kann ein Jahr dauern, bis man sich zu den Problemen vortastet. Wie muß der Biologe seine Frage formulieren, damit sie dem Rechner verständlich wird? Diplom-Ingenieur Karsten Frölich, Mathematiker im Berliner VEB Datenverarbeitung/Statistik, war einer von jenen, die Zeit und Zähigkeit aufbrachten, um nach jahrelanger Erfahrung in der Zusammenarbeit mit Medizinern schließlich ein Programmsystem zu entwickeln, das universell einsetzbar ist. Gewebe werden mikroskopiert, vermessen, die Messungen werden von dem leistungsstarken Rechner ausgewertet. Minimale Veränderungen an Zellen, früher dem Auge verborgen, ermittelt die automatische Bildanalyse. Deren Ergebnisse werden gespeichert und ausgedruckt. Die Auswirkungen von Medikamenten in den Zellen mancher Organe können im Vergleich viel frühzeitiger festgestellt werden als das jemals zuvor möglich war.

„Die Verwendung von Computer-Technik zur Auswertung von Meßdaten ist durchaus Wassilews Verdienst," hebt Prof. Simon hervor.

Dr. Wassilew aber warnt vor falschen Erwartungen: Heute sei die Methode, so gründlich, so wissenschaftlich exakt sie zu handhaben ist, noch der Forschung vorbehalten, zumindest der Arbeit, die nicht unter Zeitdruck steht. Der Chirurg am OP-Tisch, der sofort wissen muß, welchen Befund der Pathologe herausgefunden hat, kann das schnell errechnete, aber lang vorbereitete Ergebnis der automatischen Bildanalyse nicht abwarten…

Wozu ist diese neue Methode nützlich? Immer noch gilt, was der Institutsgründer formulierte:

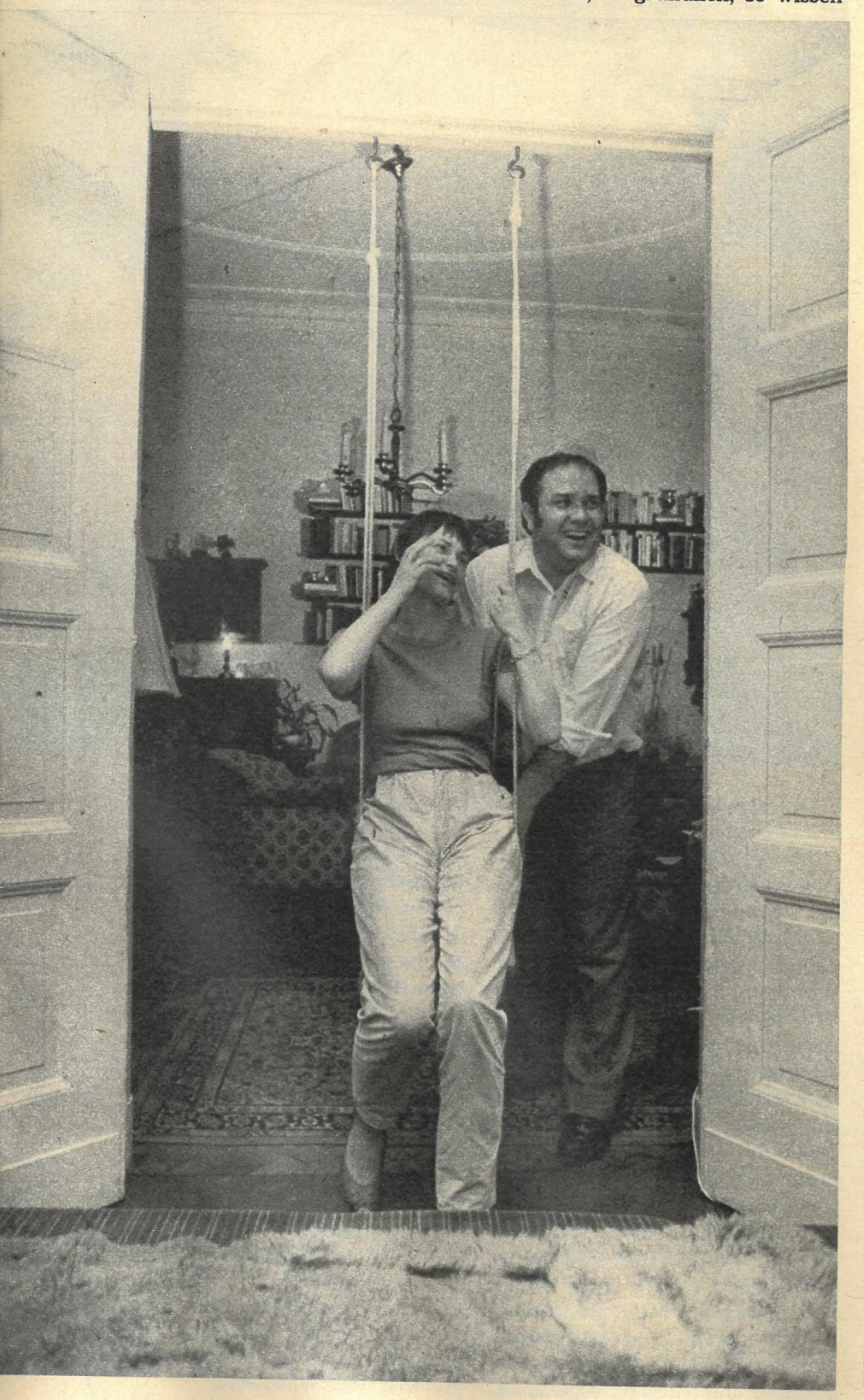
„Denn das todte Material soll für uns nichts weiter sein als die Illustration des Lebenden. Immer ist es das Ziel, das Leben zu erkennen und zu beurteilen." So 1899 von Rudolf Virchow geschrieben, so in seinem einstigen Arbeitszimmer zu lesen.

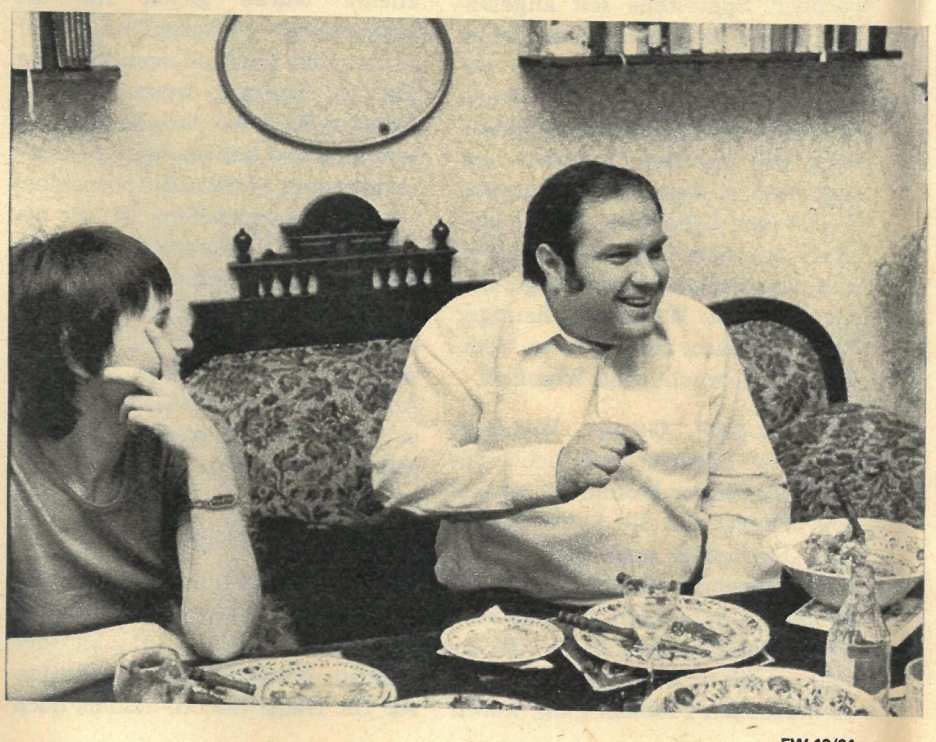
Leben auf bulgarisch in Berlin

Das Thema Zeit dürfte zwischen Professor Dr. Heinz David und Dr. Wassilew einer der häufigsten Reibungspunkte gewesen sein. Sein Doktorvater von einst eröffnete die Charakteristik unverblümt: „Es gibt keinen, den ich so oft angebrüllt habe wie ihn." Wenn man so eng zusammenarbeitet und so oft enttäuscht wird, erklärt er dazu. Freilich ist kaum ein größerer Gegensatz denkbar als zwischen dem schlanken, gepflegten Professor, der gerade einem der beliebten Arztfilme entstiegen sein könnte. Und dem gedrungenen Wassilew dagegen, dessen Hemdkragen sich öfter neben der Krawatte leise nach oben stülpt. Der Professor hatte eine halbe Stunde Zeit für das Reportergespräch, die auch exakt eingehalten wurde. Der Besuch bei Dr. Wassilew, unmittelbar danach, wurde zu einem Kaffee-Plausch, obwohl ein Kollege ungeduldig auf ihn wartete. Beide mußten zu einer Außensektion, also in ein Krankenhaus, das keinen eigenen Pathologen hat. Wegen eben solcher Gemütlichkeit bei der Wahrnehmung der nötigen Routine-Arbeiten ist Professor David mit ihm so sehr unzufrieden:

„Er ist so massiv an seinem speziellen Aufgabengebiet interessiert, daß er alle anderen Aufgaben zwar erledigt, aber er tut das nicht mit dem gleichen Interesse. Nie, daß er sich weigert. Er arbeitet auch 18 Stunden, wenn's sein muß." Was Wassilews Vorgesetzten aber fast umbringt ist dessen Zeitauffassung: „Er verbindet mathematische Vorstellungen und Kenntnisse mit der Auswertung von histologischen und mikroskopischen Bildern. Das ist ein modernes Spezialgebiet. Er hat hier eigene Programmierungen vorgenommen, eigene Auswertungsmethoden entwickelt, eigene Geräte erdacht und in Einzelexemplaren hergestellt. So daß man ihn als profilierten Wissenschaftler auf diesem Gebiet ansehen kann. Der auch international auftritt oder angefordert wird, seine Vorstellungen vorzutragen. Für mich ist dieser Widerspruch nicht deutbar: Die geforderte mathematische Exaktheit und sein sonstiges Verhalten, seine Zeitauffassung, die katastrophal ist, um nicht zu sagen, er hat gar keine! Daß er ein bißchen sehr leger ist, liegt vielleicht an der Mentalität. Aber er ist eben auch genial…"

Dr. Wassilew, auf solch herbe Kritik hin angesprochen, weicht zuerst ins Scherzhafte aus: „Der Professor hat jede Minute Arbeitszeit verplant. Wenn man etwas mit ihm besprechen will, gibt es nur eine





Frau Jutta auf der Schaukel, die für Sohn Georgi (3) und Tochter Katharina (5) angebracht wurde (Foto links). Gastfreundschaft als bulgarische Tradition schließt vor allem Gespräche ein, die Georgi Wassilew mit Geschichten und Pointen würzt.

Chance. Er hat noch nicht herausgefunden, wie er die Gänge über unsere schönen, langen Flure für wissenschaftliche Tätigkeit nutzen könnte. Dort kann man ein Gespräch mit ihm führen. Unter einer Bedingung – man muß mit ihm Schritt halten!“ Dazu führen seine beiden Fäuste vor, wie es aussähe, lernte ein Pfannkuchen laufen.

Daß hinter der Schwejkschen Antwort ein ernstliches Problem für ihn steckt, weist der zweite Teil der Antwort aus: „Die Einteilung der Arbeit geht mehr nach dem Terminkalender vor sich als nach der globalen Aufgabe.“ Er, der zu Hause höchst konzentriert Mikroskop und Schreibmaschine handhabt, findet hier nicht die nötige Konzentration. Zwar ist die Charité Forschungsstätte, aber auch praktisches Krankenhaus.

„Schließen Sie von innen zu!“

Der Besuch kommt unangekündigt. Wie er aufgenommen wird, wird spürbar – das gehört sich so bei Wassilews: Ein Kollege und Nachbar vom Städtischen Krankenhaus im Prenzlauer Berg, Dr. Wolfgang Bredenbeck. Der braucht nicht aufgefordert zu werden, seinen Freund Wassilew spontan zu beurteilen:

„Diesen Mann bewundere ich. Der liegt mit einem Gleichmut auf dem Teppich und läßt die beiden Kinder auf sich herumturnen. Dabei guckt er gelegentlich in den Fernsehapparat und unterhält sich gleichzeitig mit mir. Das ist nicht bloße Konversation, er hört wirklich zu und gibt mir noch Ratschläge. Er ist, soweit ich das beurteilen kann, von einem unglaublichen Fleiß ohne das geringste Strebertum. In jeder freien Stunde hört man seine Schreibmaschine klappern, sieht man ihn hinterm Mikroskop sitzen. Und daneben empfängt er noch Besucher.“ „Was heißt Besucher?“ ergänzt Frau Wassilew, „ganze Ströme von Besuchern!“ Sie trägt eben das Abendbrot auf, nach bulgarischer Art. Mit scharf gewürzter Charakteristik-Ergänzung. „Und schußlich ist er! Da klingelt es nachts um vier. Ein Nachbar. ‚Frau Wassilew, ziehen Sie doch lieber den Schlüssel ab und schließen Sie von i n n e n zu!‘ Oder: Er fährt vom Institut ab, stellt seine Schreibmaschine neben den Wagen. Kaum ist er zu Hause, klingelt's, der Oberarzt steht vor der Türe. ‚Georgi, ich bring Dir nur noch die Schreibmaschine und Deine Aktentasche.‘“

Dr. Wassilew ißt mit sichtbarem Behagen und erzählt. „Mich in die Sprache hineinzufinden hatte ich ein Jahr Zeit. Richtig schwer fiel mir die Gewöhnung an die hiesige Kost. Unsere bulgarische Küche ist kräftiger gewürzt, verwendet viel Öl und die unterschiedlichsten Gemüsearten. Damals habe ich einen Monat fast nur Kekse gegessen, bis ich richtigen Hunger bekam und alles andere auch essen m u ß t e .“ Seine schlanke Frau, Berlinerin von Geburt und Mundwerk, Medizin-Pädagogin, ist das praktisch-zupackende Gegenstück zu dem Georgi Wassilew, der daheim fast patriarchalisch wirkt. Nach Tisch werden Fotoalben herausgeholt: Der berühmte Schwejk-Auftritt bei jener Weihnachtsfeier. Und es ist gut vorstellbar, wie es die Kollegen gefreut hat, als er loslegte:

„... Also, als erstes muß ich mal sagen, hat das Haus so schöne Erinnerungen in mir wachgerufen, daß ich ganz gerührt bin. Die rühren nämlich noch aus der Zeit her, wo ich vor dem Krieg gedient hab. Schon von außen war mir gleich aufgefallen, daß das Haus mich an die guten alten Kasernen erinnern tut. Und drinnen erstmal! Alles ganz alt und würdig, als wenn's den Geist des Genius Lokus atmet, oder wie der Kerl hieß. Überall feine alte Treppen, lange dunkle Korridore und scheene hohe Räume ohne häßliche Gardinen... Mir ist also gleich klar, daß hier die Tradition bewahrt wird, und deshalb fühl ich mich so sauwohl...

Merkwürdig ist, daß diese verballhornte Sprache aus ihm herauspurzelt, als wäre er tatsächlich der Schwejk, nichts Gekünsteltes ist daran. Im übrigen: Zu Hause geht es wie im Institut auch, das Telefon klingelt in kurzen Abständen. Die müssen ausreichen, um aus dem heiteren Gespräch in ernsthafte Bereiche zu wechseln. Er erteilt Ratschläge auf russisch oder bulgarisch, er gibt für Kollegen auf Kongressen den Fachdolmetscher ab, kümmert sich um politische Arbeit mit den 90 bulgarischen Studenten der Humboldt-Universität. Und wenn er abends abgespannt ist, zeigt er es wohl selten.

★

P. S. Inzwischen wurde in der DDR zum ersten Mal ein vollständiges Gerät für die automatische Bildanalyse auf den Weltmarkt gebracht. Bald also wird es mehr Ärzte geben, die sich mathematisch weiterbilden wollen, um damit umgehen zu können. Eine Entscheidungshilfe für die Frage, ob ein Tumor entstanden ist, und welche Behandlung Erfolg verspricht. Der VEB Robotron baut das Gerät mit den Erfahrungen der Berliner Pathologen.

Juri Simtschenko (Foto links), Mitarbeiter des Ethnographischen Instituts der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, ist Ethnograph von Beruf und aus Leidenschaft. Seit vielen Jahren fühlt er sich bei den Völkerschaften des Nordens so gut wie zu Hause, sie betrachten ihn als einen der Ihren. Ständig ist Juri Simtschenko dem alten Brauchtum der Völker des Nordens, ihren Sagen und ihrer Stammesgeschichte auf der Spur. Seine Erlebnisse schildert er in seinem Buch „Am Rande der Arktis", das in diesem Jahr im Brockhaus Verlag Leipzig und im Progreß Verlag Moskau herausgegeben wird.

Die Nacht der Fragen

Die jungen Leute hatten angeklopft, als ich mich eben zum Schlafengehen fertigmachte. Das Eintreffen der drei Burschen und der zwei Mädchen zu so später Stunde hatte mich etwas gewundert, gewöhnlich schlief um zwölf Uhr nachts schon alles. Ich goß Wasser in den Teekessel, stellte ihn auf den Samowaraufsatz und lief in den Laden, um Süßigkeiten zu holen. In den Siedlungen tief in der Tundra kann man zu jeder Tages- und Nachtzeit einfach in den Laden gehen. Man klopft beim Verkäufer ans Fenster, und er kommt heraus und öffnet den Laden. Man wird ihn ja kaum umsonst alarmieren. In der Siedlung, in der ich mich aufhielt, war eine Dolganin Verkäuferin, die Panna hieß. Sie war eine flinke junge Person. Auf mein Klopfen an Pannas Fenster trat der Dolgane Fedka, einer der besten Jäger im Kolchos, aus seinem Hause und schaute erstaunt zu mir herüber.Bald kam Panna. Ohne Hast wog sie mir verschiedene Süßigkeiten ab. Fedka stand auch herum, er wollte wohl sehr gern etwas sagen.

„Also, Juri Borissowitsch", konnte er schließlich nicht mehr an sich halten, „heute nacht wird was los sein."

„Du bist ja verrückt, Fedka", antwortete ich, da ich diese Bemerkung auf mich bezog. „Bei mir ist in der Nacht nichts los. Nachts schlafe ich."

Fedka sah mich irgendwie merkwürdig an.„Na ja, es wird nichts passieren", meinte er, „aber warum sind die jungen Nganassanen zu Ihnen gekommen? Heute sind sie, die Nganassanen, alle wie aus dem Häuschen... Die alten Weiber laufen von Tschum (Zelt) zu Tschum, die Mädchen lassen sich draußen nicht sehen, und die jungen Burschen gehen rum und reden kein Wort. Ich habe Maru, meinen Freund, gefragt: ‚Was geht denn da vor?' Er aber wurde rot und hat irgendwelchen Unsinn von einem Fuchssee geredet."

Mitternachts-Bluff

Ich hätte Fedkas Worten keine Bedeutung beigemessen, wäre da nicht ein ständiges Hin und Her bei den Nganassanen-Tschum gewesen, das auch ich am Tage bemerkt hatte, und wären nicht die jungen Leute gar so spät zu mir gekommen.

Das Bild, das sich mir bei meiner Rückkehr in meine Behausung bot, verblüffte mich. Sowohl die Burschen wie die Mädchen saßen in Totenparka da. Sie hatten die Sokui – Die Felloberkleidung – abgelegt, welche die Parka (eine Art Jacke) verdeckt hatten, und unterhielten sich lebhaft. Die reich mit kupfernem Schmuck bestickten Parka ließen sie erwachsener erscheinen. Als die erste Überraschung vorüber war, fiel mir ein, daß sie diese Parka auch zur eigenen Hochzeit tragen. Die ganze Sache war völlig unverständlich. Alle diese Burschen und Mädchen waren doch nicht zusammengekommen, um heute zu heiraten, und bis zu ihrem Tode war es noch lange hin. Ich hatte bis dahin solche Parka nur bei Verstorbenen gesehen und war gewöhnt, sie eben mit dem Tod in Verbindung zu bringen.

Als ich eintrat, verstummten die jungen Leute und wechselten Blicke miteinander. Ich brühte den Tee auf und deckte den Tisch.

Wenn man im Polargebiet Gäste empfängt, drängt man sie nicht, von diesem oder jenem zu kosten oder noch eine Tasse Tee zu trinken. Jeder ißt und trinkt, soviel er möchte. Als wir jeder mehrere Glas Tee getrunken hatten und der Teekessel frisch gefüllt war, kicherte die achtzehnjährige Anjupte plötzlich und sagte:

„Juri Borissowitsch, warum fragen Sie denn nicht, aus welchem Grunde wir so spät zu Ihnen gekommen sind?"

Anjupte, oder abgekürzt Anja, war das schlagfertigste Mädchen im Lager. Sie hatte in diesem Jahr die zehnte Klasse abgeschlossen und bereitete sich vor, in ein medizinisches Insitut einzutreten.

„Gäste kommen niemals zu spät", antwortete ich.

„Wir sind nicht einfach zu Besuch gekommen", meldete sich einer der jungen Burschen, „wir wollten Ihnen sagen, daß heute unser nganassanischer Feiertag ist."

„Was für ein Feiertag?" fragte ich.

„Annyo-djaly", antwortete Anja.

„Annyo-djaly" bedeutet wörtlich „großer Tag".

„Ich möchte mit euch gehen, Kinder", sagte ich. Da wurden sie etwas verlegen.

„Da fragen Sie lieber die alten Leute", antwortete schließlich Chjaku, der Gesetzteste meiner Besucher. „Die alten Leute sagen, daß noch nie jemand aus einem anderen Volke beim Annyo-djaly dabei war. Die glauben, daß manche Götter sich beleidigt fühlen und Unheil senden könnten. Dummheit natürlich, aber was soll man da machen? Besser, sie zu fragen, sonst wird es uns schlecht bekommen, und Ihnen nehmen die alten Leute es auch übel."

„Gut", sagte ich, „ich gehe und rede mit Sejme. Er ist der älteste. Mir wird er es wohl nicht abschlagen."

„Zu Sejme brauchen Sie nicht zu gehen", mischte sich da das andere Mädchen ein, das bisher geschwiegen hatte. „Sie müssen die alte Kula aus der Sippe Ngamtussuo aufsuchen: Sie ist für alles zuständig. Wenn sie nichts dagegen hat, dann wird keiner der alten Männer auch nur ein Wörtchen sagen."

Die junge Leute bestätigten das durch ihr Schweigen und standen auf. Sie legten wieder ihre Sokui an und gingen einer nach dem anderen nach draußen. Daß ich zur alten Kula gehen sollte, machte mich etwas ängstlich. Die Alte saß in ihrem Tschum wie eine Lady im Schloß ihrer Väter. Einmal hatte ich ihren Zorn durch eine Unachtsamkeit erregt: Zweimal war ich um ihren Tschum herumgegangen, um mir anzusehen, wie die Abdekkung an den Stangen befestigt wird. Nach altem nganassanischem Brauch aber ist das streng verboten. Man darf den Menschen nicht den Weg versperren, die Tschum nicht mit einem Ring von Fußspuren umziehen. In alten Zeiten wurde getötet, wer diese Regel verletzte.

Die alte Kula hatte mir verziehen, weil ich mein Vergehen rechtzeitig bemerkt hatte und ich symbolisch den Weg „wiederaufgemacht" hatte, indem ich auf meinen eigenen Spuren in umgekehrter Richtung zurückgegangen war.

Kettchen im Haar

Der Tschum der alten Kula befand sich auf der anderen Seite des Wasserlaufs, der die Siedlung im Osten umgab. Ich schob den Fellvorhang des Tschum beiseite und trat bei der Alten ein. Bei ihr befanden sich nur ein paar Leute: die jüngere Schwester von Kula, ihr sechzigjähriger Neffe Dejmu und ihre Urenkelin Anjupte, die schon auf mein Kommen wartete.

Die alte Kula war ganz aufgeregt. Sie sang unaufhörlich etwas in näselndem Tonfall und flocht dabei in ihr Haar eine Menge alter Silberkettchen. Mich blickte sie nicht einmal an. Nur mit einer Handbewegung wies sie Dejmu an, mir seinen Platz frei zu machen.

„Injaku (alte Frau)", redete ich sie an, „ich habe keine Parka, um zum Fest zu gehen. Gib mir eine Parka, Injaku."

Bei den Nganassanen schickt es sich nicht, daß man ältere Leute beim Namen nennt. Die alte Frau hob den Kopf und murmelte etwas Undeutliches.

„Gib mir eine Parka", sagte ich noch einmal.

Ein altes Gesetz befiehlt den Nganassanen, alles gleichmäßig zu teilen. Nur diese gegenseitige Unterstützung hat es den Menschen ermöglicht, unter den rauhen Polarbedingungen zu überleben. Daher rechnete ich damit, daß die Alte nicht gegen das Gesetz handeln und mir die Parka geben würde. Das aber würde meine Teilnahme am Fest als etwas Selbstverständliches erscheinen lassen. Und so geschah es auch.

Die Alte ließ mir durch ihre Schwester eine Parka holen. Sie brachte mir eine bemerkenswert schöne Parka, die mir zwar etwas eng um die Schultern war und auch etwas kurz, aber ich konnte mich nicht beklagen. Ich zog meine Joppe aus, damit es bequemer wäre und schob die Kapuze zurück.

„Danke, nun will ich aber gehen", sagte ich und stand auf.

„Anja, gehst du mit?" Das Mädchen und ich schritten über das Feuer, in das die Alte einige Flocken Hundewolle geworfen hatte, damit uns die verschiedenen bösen Geister nichts anhaben könnten, und verließen den Tschum.

Wir hatten weit zu gehen. Andere Festgäste schlossen sich uns an; wir folgten dem Wasserlauf, wobei wir ein paar kurze Worte wechselten. Der See, wo das Fest vorbereitet wurde, lag in einer tiefen Talsenke, die mit schütterem Wald bestanden war.

Ein knappes Tausend Nganassanen gibt es noch. Auch die jungen Leute respektieren die alten Bräuche.

„Ach“, sagte einer der Burschen, „wir sind zu spät gekommen! Die Alten haben den Hund schon geschlachtet.“

„Wieso geschlachtet?“ fragte ich ihn.

„Ja, bei unseren alten Leuten ist das so ein Glaube“, antwortete der junge Mann. „Sie bringen zum Festtag den Müttern der Natur ein Opfer dar. Nach altem Glauben gibt es eine Mutter Erde, eine Mutter Sonne, eine Mutter Mond, ein Mutter Wasser, eine Mutter Wald und noch manche andere Götter. Damit nun die Jagd gut werden soll und sie viele Fische fangen, geben sie ihnen etwas von ihrem Besitz, zum Beispiel einen Hund. Wie sehr man auch aufpaßt, sie machen es trotzdem auf ihre Art.“

„Da haben sie doch gewiß den räudigsten Hund geschlachtet“, bemerkte ich.

„Natürlich“, schmunzelte der Bursche, „der wäre sowieso krepiert. Außerdem hatte er eine Hautflechte, er hätte womöglich noch die anderen angesteckt. Die schlauen Alten!“

Der See war mit reinem durchsichtigem Eis bedeckt. Der Wind, der durch das Tal blies, hatte den Schnee vom Eise weggefegt und ihn am Ufer festgeweht, so daß man auf der Harschdecke wie auf Asphalt gehen konnte.

In der Mitte des Sees war ein Chorej (langer Holzstab) ins Eis gerammt, um den herum man schon einen Reigen tanzte. Beim Tanzen halten die Nganassanen einander an ihren Tabakspfeifen fest und nicht an den Händen. Der Reigen bewegte sich im Uhrzeigersinn, „wie die Sonne läuft“. Es sangen nur die Männer, mit tiefer Stimme; dabei sangen sie abwechselnd zwei Töne und schnarchten wie Rentiere. Es scheint in diesem Tanze nichts Zündendes zu liegen, aber doch fühlt man sich von ihm so angezogen, da ja die Sonne, der dieser Tanz gilt, ewig ihre Bahn zieht. Ich setzte mich zu den Alten.

„Du bist gekommen?“ empfing mich Sejme, ein hundertjähriger Greis. „Tschetoma njaga (viermal gut)! Sieh dir das an, was für ein Fest!“

Die anderen alten Männer kamen nach und nach zu Sejme und mir und setzten sich um uns herum hin. Es war zu spüren, daß das eigentliche Fest noch nicht begonnen hatte. Schließlich erschien am anderen Ende des Sees die alte Kula. Zu ihr gingen die anderen alten Frauen, und in aller Stille näherten sich ihr auch die Mädchen. Der Reigen löste sich auf, die Festteilnehmer bildeten mehrere Gruppen: alte Männer, alte Frauen, Mädchen und Burschen.

Partner-Prüfung

Die Mädchen ließen über ihre Gesichter Fellbüschel herabhängen, so daß man sie kaum voneinander unterscheiden konnte: Alle waren gleichmäßig gekleidet, die Gesichter nicht zu sehen. Die Burschen gingen der Reihe nach zu ihnen hin und zogen ihnen den Pelzschmuck vom Gesicht fort. „Hatte einer die ‚Seine‘ gefunden, so nahm er sie bei der Hand und führte sie beiseite. Dann begann die Hauptsache. Die jungen Männer und die Mädchen setzten sich in langer Reihe hin. Die alten Männer und Frauen sowie die Verheirateten drängten sich dicht um sie herum. Ein Mädchen, das ohne Partner geblieben war, schritt an der Reihe entlang und stellte den sitzenden jungen Leuten immer die gleichen Fragen. „Kannst du eine Narte, einen Bogen, eine Kinderwiege machen?“ fragte sie die Burschen. „Kannst du eine Parka, eine Mütze, Schuhe und Rentierdecken für den Tschum nähen?“ fragte sie die Mädchen. Die Burschen und Mädchen bejahten oder verneinten die Fragen. Die Umstehenden gaben zu jeder Antwort ihren Kommentar und lachten jene aus, die etwas nicht konnten.

„Es sind doch recht gute Mädchen und Burschen“, sagte Sejme zu mir und stampfte vergnügt mit dem Fuße auf. „Jetzt ist das nur Spiel. Früher, da hat niemals ein Mädchen die Fragen gestellt, nur die älteste der Frauen hat gefragt. Bei den Nganassanen gilt folgendes Gesetz: Sobald ein junger Mann ein wildes Ren erlegt hat, bedeutet das, daß er ein richtiger Jäger geworden ist. Doch Jäger hin, Jäger her, heiraten kann er noch nicht. Er muß erst lernen, wie man alles macht: Bogen, Schlitten, Wiege. Aber was soll heute ein Bogen? Nur die alten Worte sind geblieben.“

Wenn auch der althergebrachte Brauch zu einem einfachen Spiel geworden ist, so ist er doch so bedeutsam wie früher geblieben. Es reicht nicht aus, ein guter Jäger zu sein, man muß auch ein guter Familienvater sein. Aber die jungen Männer und Mädchen nahmen das ganze Geschehen offensichtlich nicht ganz ernst.

Als das Fragespiel beendet war, verstreuten sich die jungen Leute über den ganzen See hin. Die jungen Männer schossen mit dem Bogen auf ein Rentierfell, rangen miteinander und gingen hin zu den Mädchen, um zu sehen, wie diese den Charakter ihrer Verehrer zu erfahren suchten. Ein Schwarm Mädchen saß an einem kleinen Hügel, und Anjupte bat die jungen Männer zu sich her.

„Kommt doch mal her“, rief sie, „wir geben euch viel, viel Bas (Silberschmuck).“

Die jungen Männer gingen lachend der Reihe nach hin. Sobald einer der Burschen unter den sitzenden Mädchen umherging, suchten diese ihm irgend etwas wegzunehmen und zu verstecken. Wenn er sich wehrte, sagten die Alten, er sei stark und mutig, wenn er sich ärgerte, er sei böse, und wenn er den versteckten Gegenstand wiederfand, er sei ein guter Beobachter und ein tüchtiger Fährtensucher. Das Lachen bei den Spielenden wollte nicht aufhören. Schließlich aber beruhigten sich die jungen Leute wieder und begannen nun über irgend etwas zu diskutieren.

Ich schlenderte langsam zu der Stelle, wo die alte Kula saß. Sie war von älteren Frauen umgeben, auch so alten wie sie selbst. Neben ihr erblickte ich Anjupte. Das Mädchen glich gar nicht mehr der lebhaften Anja, die es eben noch den Burschen gegeben hatte. Ihre Augen blickten irgendwohin ins Unendliche, ihre Hände lagen kraftlos auf den Knien. Die alte Kula sang, den Körper hin und her wiegend, wobei sie fast in den Schnee sank. Über ihre eingefallenen Wangen rollten Tränen.

„Ich bin die Mutter aller Menschen“, sang die alte Frau, „hier sind keine, die mir fremd sind. Jetzt bin ich ganz alt, kann nicht mehr gebären. Auch ist mein Mann schon lange tot. Als er noch am Leben war, da sah ich die Sonne auch in der Nacht. Der Schnee kam mir heiß vor. Süß ist es, Kinder zur Welt zu bringen. Nichts ist besser, als Kinder zur Welt zu bringen. Meine Kinder werden viele Kinder haben, unsere Sippe wird nicht aussterben, die Nganassanen werden auf der Erde leben.“

Lange noch zog die alte Frau dieses Lied hin. Wir vermögen nicht so tief die Verantwortung für das Weiterleben unserer Sippe zu empfinden. Wir sind ihrer viele. Ob ich Kinder haben werde oder nicht, mein Volk wird weiterleben. Diese hier aber, von denen es nur noch ein knappes Tausend gibt, können nicht so denken. Das empfindet sowohl die alte Frau als auch das junge Mädchen, das weiß, was Kybernetik und was Neurochirurgie ist. Die Nganassanen sollen weiterleben, und sie tragen dafür die Verantwortung.

In die Siedlung kehrten wir alle gemeinsam zurück. Irgendwie waren unter uns auch dolganische Burschen und Mädchen aufgetaucht. Es war ihnen also doch gelungen, den Alten ein Schnippchen zu schlagen. Wir unterhielten uns über den Kosmos. Die Mädchen sangen auf nganassanisch einen bekannten Schlager.

– Ende –

Fotos: Brockhaus Verlag, N. Saizew

IM RÜCK-SPIEGEL

Bilder, Namen, Fakten, Erinnerungen aus dem Jahr, in dem die DDR gegründet wurde

Als im Sommer 1949 im ehemaligen Reichsbahnausbesserungswerk Kirchmöser bei Brandenburg die erste Feineisenwalzstraße der Ostzone montiert wurde, war auch ein Mann dabei, der sein Leben lang nichts anderes getan hatte, als Walzstraßen zu bauen. Allerdings für Krupp. Jetzt war der Werkmeister Otto Klein 73 Jahre alt und eigentlich längst im Ruhestand. Als die Leute aus Kirchmöser nach Magdeburg kamen, um seinen Rat einzuholen, sagte Otto Klein skeptisch: Ich kann mir die Sache ja mal ansehen ... Er kam, sah sich die Sache an, vergaß auf der Stelle seinen Ruhestand und blieb in Kirchmöser, mit Rat und mit Tat. Und es ging, wie sich zeigte, zwar nicht ohne Fachleute, aber ohne die alten Besitzer. Das war zu beweisen, nicht nur in Kirchmöser, aber überall unter Bedingungen, wie sie sich ungünstiger schwerlich denken lassen.

Enteignung und Überführung in Volkseigentum – nach dem sächsischen Volksentscheid vom Juni 1946 in zwei Jahren 9281 Betriebe – war eine politische Umwälzung. Die praktischen Schwierigkeiten begannen jeweils am Tage danach. Es gab buchstäblich nichts, woran es nicht gemangelt hätte: Maschinen, Rohstoffe, Energie, Transportmittel, Fachleute. In vielen Fällen alles, was nicht niet- und nagelfest war, nach dem Westen verschleppt, Apparaturen, Material, Dokumentationen. In dünn besetzten Direktionsetagen auf Abruf Zurückgebliebene, beauftragt, „die Stellung zu halten" für die IG Farben, für Mannesmann, Krupp, Flick, Siemens und die AEG, die allesamt auf baldige Rückkehr spekulierten.

Der sogenannte Interzonenhandel von den Westmächten untersagt, die Ostzone damit abgeschnitten von Eisen, Stahl und Steinkohle aus dem Ruhrgebiet. Hilfe kam allein aus dem Osten, aus der Sowjetunion, aus Polen. So, in etwa, die Situation. Aber der Beweis, daß es ohne die alten Herren ging, mußte auf der Stelle geführt werden – keine Zeit, auf bessere Zeiten zu warten.

Die Köchin, hatte Lenin gesagt, müsse den Staat regieren können. Das Wort war in aller Munde. Nun, die Köchin mußte, was Lenin selbstverständlich gewußt und oft genug gesagt hatte, einiges dazulernen. Aber doch gleichzeitig schon immer regieren, und regieren hieß jetzt vor allem wirtschaften. Ökonomie, soweit überhaupt öffentlich, war zu allen früheren Zeiten auf Wirtschaftsteil und Börsenberichte bürgerlicher Blätter beschränkt, die nur Eingeweihte enträtseln konnten. Jetzt füllte Ökonomie, für jedermann verständlich, Schlagzeilen und Spalten der Titelseiten. Riesa: Erster Abstich des vierten Siemens-Martin-Ofens. Brandenburg: Diesel-Trekker „Aktivist" produktionsreif. Max-Hütte Unterwellenborn: Schnellreparatur der Öfen (unser Bild aus dem Jahre 1949). Gröditz: Sowjetunion liefert Ausrüstung für Preß- und Bandagenwalzwerk. Rostock: Ausbau des Hafens auf eine Umschlagkapazität von 2,5 Millionen Tonnen. Görlitz: VEB Lowa produziert im laufenden Jahr 48 Personenwaggons, 30 Güterwagen, 100 Kippwagen. Sosa: Talsperre im Bau. Am frühen Morgen des 3. Januar 1949 heulten gleichzeitig alle Werksirenen, um zu verkünden, daß der Zweijahrplan, im vorangegangenen Herbst zum Gesetz erhoben, begonnen habe. Schon im August war die Deutsche Wirtschaftskommission (das 1947 gegründete Organ für die einheitliche Lenkung und Planung der Wirtschaft) guter Hoffnung, daß die angestrebten Ziele, nämlich 81 Prozent des Produktionsstandes von 1936, in achtzehn Monaten erreichbar seien.

Damals begann sich die Wahrheit herumzusprechen, die heute immer noch gilt: Kein Stück Brot werden wir haben, das wir uns nicht selbst erarbeiten. Niemand hat hier jemals etwas anderes versprochen. Es gibt kein Schlaraffenland.

Jürgen Jessel

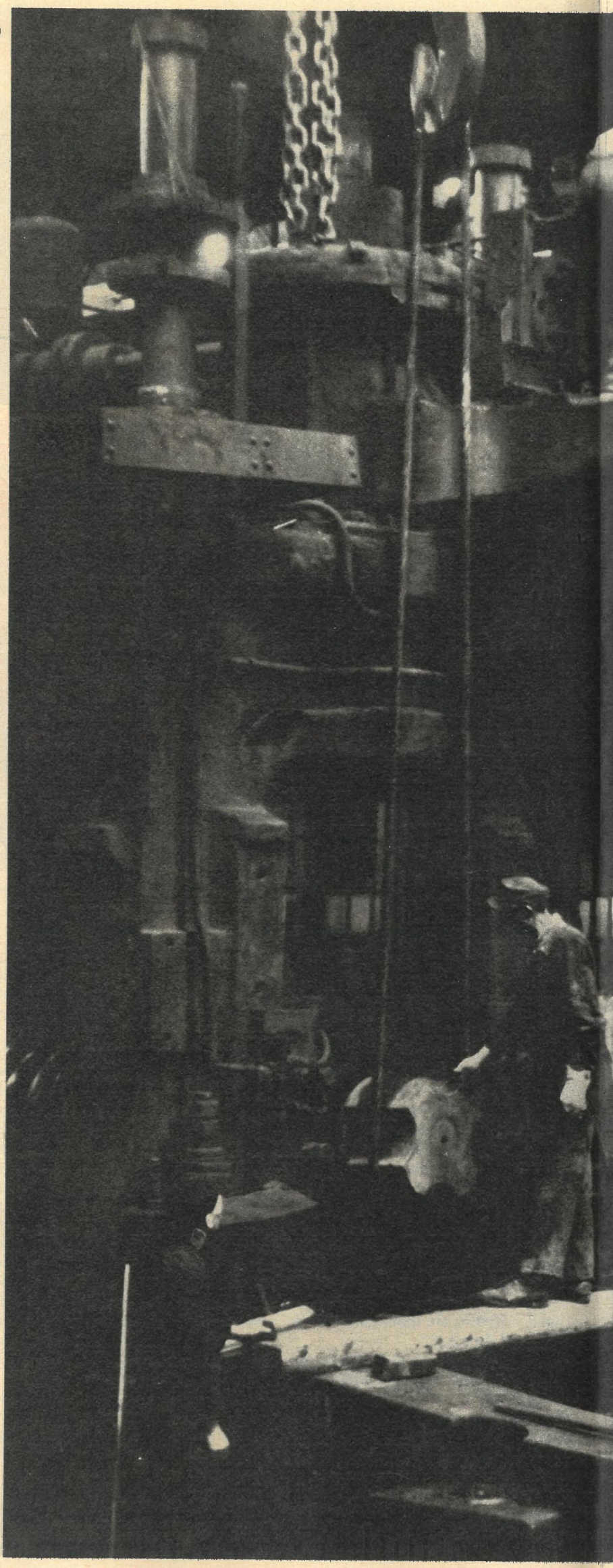
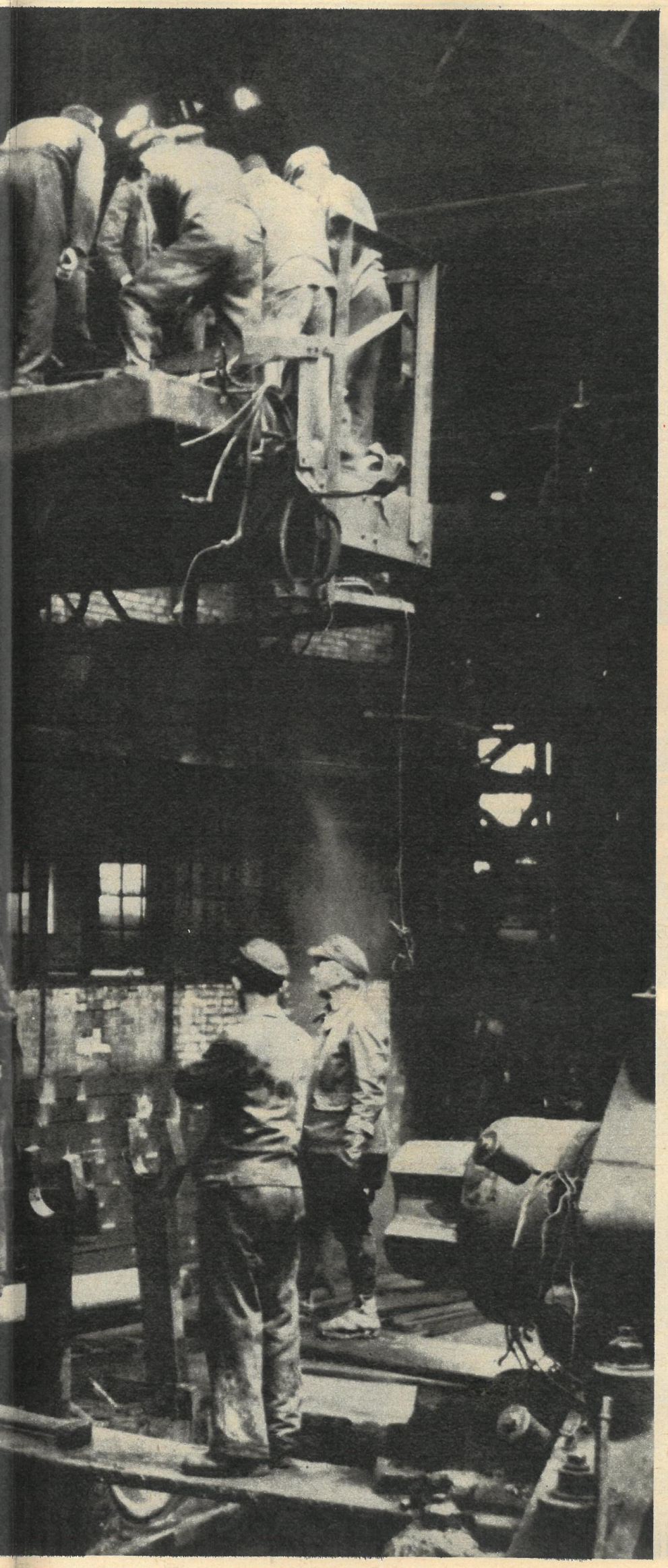


Foto: Zentralbild/Graf



FUNDSACHEN

Erinnerungen Werner Eggeraths, seinerzeit SED-Landesvorsitzender in Thüringen – „In der paritätisch aus Vertretern aller Parteien zusammengesetzten Sequesterkommission (die über die Enteignungen von Betrieben entschied – d. Red.) setzte ein verbissener Kampf ein. Ehemalige Besitzer ließen… Dutzende, einige Male sogar an die hundert Zeugen aufmarschieren, die beweisen sollten, daß dieser Unternehmer immer ein ‚guter Chef', immer ‚dagegen' gewesen sei. Aber es gab Geschäftsbücher und Bankauszüge – unbestechliche Zeugen –, die Zuwendungen an die SS, die SA oder die Hitlerpartei, aber auch die Riesengewinne durch Rüstungsaufträge exakt auswiesen."

Zeitungsmeldungen 1949 – Handelsabkommen Ostzone – Schweden: Umfang 40 Millionen Kronen – Ostzone liefert Chemikalien, Textil- und Druckereimaschinen, technisches Glas, optische Geräte gegen Stahl, Papier, Fische. – 79 000 offene Stellen in der Wirtschaft der Ostzone: die Deutsche Wirtschaftskommission (DWK) bezeichnet den Mangel an Fachkräften als „erste Sorge".

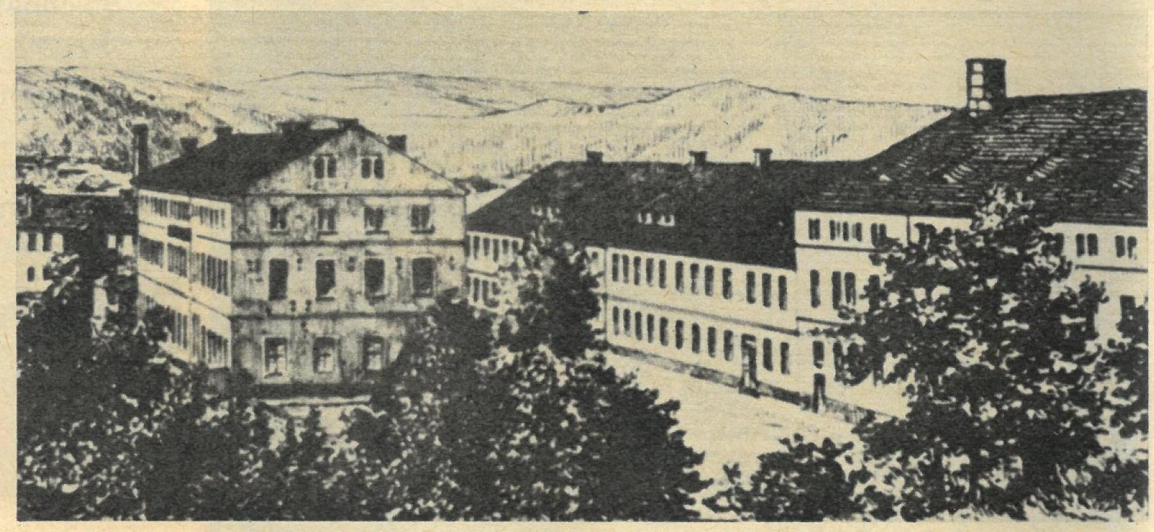
Volksentscheid in Sachsen am 30. Juni 1946 – Frage: „Stimmen Sie dem Gesetz über die Übergabe von Betrieben von Kriegs- und Naziverbrechern in das Eigentum des Volkes zu?" Wahlbeteiligung: 93,7%; Ja-Stimmen: 77,6%.

„Der Tagespiegel", Westberlin, 1949 – „Die Agonie der Zone hat begonnen. Bald wird ihr Tod eintreten."

Keine Zeit, auf bessere Zeiten zu warten

Mit Alfred Kurella (l.) und Eduard Claudius (r.) im Garten der Bertramka, Mozarts Prager Wohnstätte im Jahre 1953

Louis Fürnberg (3. v. r.) mit der ersten deutschen Schriftstellerdelegation in der ČSSR 1949, v. l. n. r. H. Marchwitza, St. Hermlin, M. Zimmering, F. Wolf, Kuba, B. Uhse, L. Renn



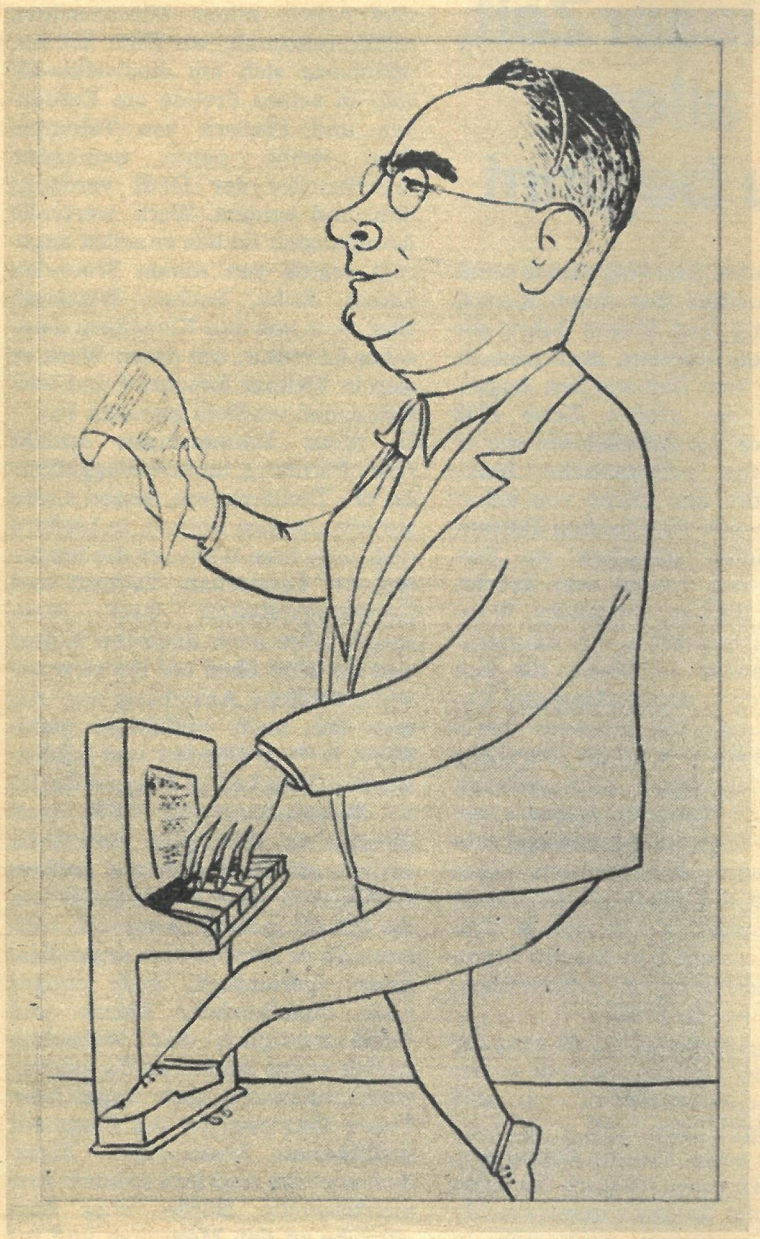
Es muß im Frühjahr vor fast drei Jahrzehnten in Weimar gewesen sein. Zwei junge Redakteure klopften an die Tür des Hauses Rilke-Straße 12. Hier wohnte der Dichter Louis Fürnberg. Wir brauchten für unsere Zeitschrift ein Sommergedicht, wir zweifelten, ob der vielbeschäftigte Schriftsteller und Stellvertretende Direktor der Weimarer Forschungs- und Gedenkstätten für klassische Literatur uns überhaupt empfangen würde. War er nicht mit dem Olympier Goethe beschäftigt, mit Schiller, mit großer Literatur? Wie sollte er da Zeit für unser bescheidenes Anliegen haben? Er h a t t e. Er nahm uns unsere Befangenheit sofort mit seiner Aufmerksamkeit für unsere Arbeit. Einer, der nicht vom Olymp herabschaut, dachten wir, einer, der neugierig ist auf das, was der Nebenmann tut. Seine freundlichen Augen hinter den starken Brillengläsern funkelten fröhlich – ja, über den Sommer gäbe es viel zu sagen, und er hätte da was, das wir vielleicht brauchen könnten,

In der Porzellanfabrik C. Knoll in Rybáře (ČSR) erlebt Fürnberg als Kunstkeramiker um 1925 zum ersten Mal einen Streik

Zum 7. Jahrestag der DDR 1956 erhält Louis Fürnberg aus der Hand des Präsidenten Wilhelm Pieck den Nationalpreis

Louis Fürnberg

In dieser Zeit, wo alles neu beginnt...



Louis Fürnberg, Porträtkarikatur von Elizabeth Shaw

und es sei ihm keine verschwendete Zeit, mit uns über das zu plaudern, was auch ihn einst bewegt habe und noch immer bewege. Und wir schieden mit einem guten Gefühl und einem Sommerlied in der Hand:

Schau, wie der Sommer wandern geht /durch Wald und Flur so warm und gut /und Farben kleckst in jedes Beet /und Bienen in die Blumen tut
und Schmetterlinge flattern läßt /und Erdbeern glühn im Walddickicht /und Sonne in die Halme preßt /und Beeren von den Sträuchern bricht,
dem Schnitter seine Sichel wetzt /das Grummet abends duften macht /das Mondlicht auf den Weiher setzt /ein Weilchen in der Sommernacht.
Mein Herz geht mit in Schritt und Tritt /den Hang herab, den Steig hinauf /und fällt mit jedem Sichelschnitt /und steht in jeder Blume auf.
Mein Herz und deins und was sich jung /noch fühlt und was zur Jugend hält, /die Arbeit, die Begeisterung /für unsre neue, gute Welt.

Wir ahnten nicht damals, daß er, als er uns diese schlichten Verse überließ, schon ein todkranker Mann war. Ein Mann, der dem Unbekannten neben sich ins Auge gesehn und dennoch Worte fand, die seine Wesensart nicht besser ausdrücken könnten:

Wenn ich einmal heimgeh, /dorthin woher ich kam, /werde ich ein Fremder sein /an meinem Ursprung.

Ehe wir wußten, wer er war, hatten wir schon seine Lieder gesungen, in jenen Jahren des schweren Neubeginns. Als viele nicht wußten wie und womit anfangen in einer Ruinenwelt, lauschten wir um so hoffnungsvoller den Stimmen der Dichter, die in der Fremde auf den Tag gewartet hatten, da ihr Ruf, ihr Zuspruch wieder Gehör in ihrem Volke finden würde. Das Wort, das uns erreichte nach all dem Nebel der Lüge, war klar und wahr, unter seinem Einfluß verflüchtigte sich jener mystische Wolkendunst nazistischen Schrifttums, der unser Denken eingehüllt hatte. Abrechnung – Analyse – die großen einfachen Wahrheiten des Lebens – danach verlangte es uns. Eine Phalanx von Propagandisten der ersten Stunde, von Schriftstellern, aus dem Exil heimgekehrt, gab sie uns. Wir müssen sie hier nicht alle mit Namen nennen. Ihre Bücher stehen in unseren Regalen seit mehr als fünfunddreißig Jahren, ihre Geschichten und Gedichte lesen die Jüngsten heute in der Schule. Sie wachsen in einer Gedankenwelt auf, die jene mit ihrem künstlerischen Wort prägen halfen.

Louis Fürnberg gehört zu denen, die eine deutsche sozialistische Literatur begründeten. Viele seiner Gedichte, seiner Lieder besaßen etwas so volksliedhaftes, daß ihr Schöpfer fast zu einem Anonymus wurde. Besonders zwei seiner Lieder erschienen uns in ihrer einfachen Wahrhaftigkeit so überzeugend, so fördernd und fordernd, daß wir sie nicht nur sangen, sondern auch nach ihnen zu handeln und zu leben trachteten. Zeugnis für die Kraft echten Gefühls und klugen Denkens dieses Liedermachers ist die im Grunde unauflösliche Einheit von brennender Aktualität und Zeitlosigkeit, von desillusionierender Sachlichkeit und glühendem Glauben an das neue Leben. „Das neue Leben muß anders werden, als dieses Leben, als diese Zeit!“ so hatte Louis Fürnberg schon 1936 gesungen, zu einer Zeit also, da die faschistischen Abenteurer ihre mörderischen Absichten noch hinter dem schönen Schein der völkerverbindenden Olympiade verbargen. Dieser glühende Glaube, daß sich das Unrechtssystem des NS-Staates, trotz aller Scheinerfolge, auf Dauer nicht halten könne, war indes nicht der eines religiös-utopischen Messianismus, er gründete sich auf Vernunft und Wissenschaft. Louis Fürnberg war Kommunist, er war es als Mensch und folgerichtig als Dichter. Dichter sein hieß für manche seiner Generation und seiner Zeit sich in seine Empfindsamkeit zurückziehen, sich gegen die grausame Wirklichkeit abschirmen, in die eigenen Ursprünge hinabtauchen und sein Inneres gegen eine feindliche Umwelt verteidigen. Nicht wenige Dichter bürgerlicher Herkunft flüchteten so vor der Realität des Kapitalismus in eine tief verwundbare Innerlichkeit, die sie mit hoher Sprachkunst zu behaupten suchten. Der bedeutendste unter ihnen Rainer Maria Rilke, mit seiner bewundernswerten Wort-Musik der sprachgewaltigste Vertreter spätbürgerlicher Dichtung, deren Einfluß sich wie so viele auch der junge Fürnberg nicht entziehen konnte. Lange stand dieser im Bannkreis jenes Meisters, zuerst nachempfindend, später sich nur allmählich lösend. Siebzehn Jahre alt, wallfahrte Fürnberg im Sommer 1926 in die wallisische Schweiz, wo Rilke im Turm des Schlößchens Muzot in völliger Zurückgezogenheit die letzte Zeit seines Lebens verbrachte. Fürnberg berichtet nach Jahren in seinem autobiographischen Gedichte-Zyklus „Der Bruder Namenlos“ über diese Begegnung. Rilkes selbstgewählte Einsamkeit entsprach seiner resignativen Weltschau, die im Annehmen des Leides, welches ihm die allem Menschlichen entfremdete bürgerliche Wirklichkeit zufügte, einen wesentlichen Bestandteil poetischer Reflexion erblickte. Dies aber war unseres Dichters Sache nicht, denn schon früh wurde der ebenfalls aus bürgerlichem Hause stammende, im mährischen Jihlava geborene Fürnberg durch eigene Erfahrungen der Ursachen sozialer Misere gewahr. Im Schicksal Rilkes, in dessen Verzweiflung, Ziellosigkeit und Weltflucht sah Fürnberg die Tragödie des bürgerlichen Künstlers in der von nichts als barer Zahlung angetriebenen, von Monopolen beherrschten Gesellschaft. In der Auseinandersetzung mit Rilkes Geisteshaltung formte sich in Fürnberg ein aktiv-optimistisches Dichter- und Menschenbild. Nicht Abwendung, sondern Zuwendung, nicht Flucht, sondern Angriff, nicht mystisches Dunkel, sondern Klarheit über die sozialen Triebkräfte seien des Dichters Passion, und seine Aufgabe wäre es, das Leben zu preisen, den Menschen zu ermutigen. Nicht im Sinne eines verlogenen Zweckoptimismus, sondern einer realistischen Weltauffassung, einer kämpferischen Lebensbejahung.

Wer nicht den Mut hat traurig zu sein, wenn ihm traurig zu Mut ist / der hat auch nichts vom Sonnenschein, wenn ihm gut ist.

Die Anfangszeile seines 1937 entstandenen Liedes „Du hast ja ein Ziel vor den Augen“ könnte als Leitmotiv über Fürnbergs eigenem

Fortsetzung auf Seite 32

In dieser Zeit, wo alles neu beginnt

Leben stehn. Der Weg dieses sensiblen Künstlers war durch Kampf, Verfolgung und bittere Jahre der Emigration markiert, doch niemals verlor er sein Ziel aus den Augen. Im Jahr der großen Krise 1932 gründet er mit Arbeitslosen wie er selbst eine proletarische Spielgruppe, die sich „Echo von links" nennt. In den böhmischen Dörfern und Städten gestalten sie Programme mit Texten von Brecht, Weinert, Becher, Tucholsky, Weiskopf und begeistern ihr bäurisch-proletarisches Publikum für den Kampf gegen Ausbeutung und Unterdrückung. Die meisten Texte und Melodien schreibt Fürnberg selbst. Viele seiner auch späteren Lieder und Kantaten zeigen einen einfallsreichen und umfassend musikgebildeten Komponisten. Zum Zeitpunkt der Machterschleichung Hitlers gastiert die Truppe in Moskau und erringt dort auf der Olympiade internationaler Arbeitertheater einen ersten Preis.

Fürnbergs Entschluß, sich ganz der Sache des Proletariats und seiner Partei zu verschreiben, – er wird 1928 Mitglied der KPČ – zieht sowohl für seine Kunstauffassungen, für sein Dichten, als auch für seine persönliche Existenz unausweichliche Konsequenzen nach sich. In Prag, wo er als kommunistischer Agitator und Propagandist, als Publizist und Journalist wirkte, mußte er bei Einmarsch der faschistischen Soldateska untertauchen. Wie viele seiner Genossen muß auch er in die Illegalität gehen. Er wird verhaftet, eingekerkert, gefoltert, halb taub geschlagen, durch Bestechung eines Gestapomannes freigekauft, flüchtet nach Italien, nach Jugoslawien. Fünf schwere Jahre des Exils in Palästina folgen. Dennoch sind es die produktivsten seines Lebens. Hier schreibt er den Gedichte-Zyklus „Hölle, Haß und Liebe", das Poem „Spanische Hochzeit", die „Mozart-Novelle", er beginnt die autobiographische Dichtung „Der Bruder Namenlos". In Jerusalem wird sein politisch-satirisches Marionettenspiel „Der Frosch-Mäuse-Krieg" und die dem Kampf der Sowjetvölker gewidmete Kantante „Im Namen der ewigen Menschlichkeit" aufgeführt. Zu dieser Zeit beginnt eine herzliche und fruchtbare Freundschaft mit dem weltberühmten Autor des „Sergeanten Grischa", Arnold Zweig.

Freundschaften waren für Fürnberg lebens- und arbeitsnotwendig. Von allen, die ihn näher kannten, wird bezeugt, daß er die Kunst des Zuhörens wie kein anderer beherrschte. Anteilnahme an Leben und Arbeit seiner Mitmenschen, Hilfsbereitschaft, wo Hilfe not tat, offenbarte sich am eindrucksvollsten in seiner Freude am Entdekken und Fördern von Talenten. Eine Reihe heute namhafter Schriftsteller der DDR verdankt ihm und seinem Werk wertvolle Anregungen. So wie er selbst angeregt wurde von seinen Freunden Zweig, Kuba, Becher, Weiskopf, aber auch von den Klassikern deutscher Literatur, um deren Werk er sich in Weimar forschend und weitertragend verdient gemacht hat.

In ihren Erinnerungen spricht Lotte Fürnberg, tapfere Weggefährtin des Dichters, von dessen Liebe zur böhmischen Heimat. In Liedern und Gedichten feierte er die Schönheit der Landschaft, Tatkraft und Gerechtigkeitssinn ihrer Menschen. Aber auch deutsche Kultur und Sprache üben auf ihn eine unwiderstehliche Anziehung aus. Als man ihn, nach vielfältiger politischer, kulturpolitischer und publizistischer Tätigkeit in Prag, in Berlin als Botschaftsrat der ČSR, nach Weimar zu ständigem Aufenthalt einlädt, stürzt er sich mit großem Elan hier in seine neuen Aufgaben, die ihn oft mehr in Anspruch nahmen, als es seiner schon angeschlagenen Gesundheit, auch einiger noch unvollendeter Poesie und Prosa zuträglich war. Wehmütig dachte er des öfteren an die zahlreichen geplanten, noch ungeschriebenen Gedichte, an die Fragment gebliebenen Erzählungen. Trotzdem war das Amt ihm niemals eine unerträgliche Bürde, eher eine „Brücke zu den Menschen und ins Leben". Was aber trotz allem für ein vielschichtiges Werk! Man sollte es immer wieder aufschlagen an irgendeiner Stelle – es ist Zeit darin und was über sie hinausgreift, „was mich selbst angeht, was uns alle bewegt", Trauer und Daseinsfreude, Zorn und Zärtlichkeit und ein alles besiegender Humor. Nein, die Widersprüche in der Welt verwirren ihn nicht, ohne ihnen auszuweichen, überwindet er sie kraft seines Glaubens an die gute Sache.

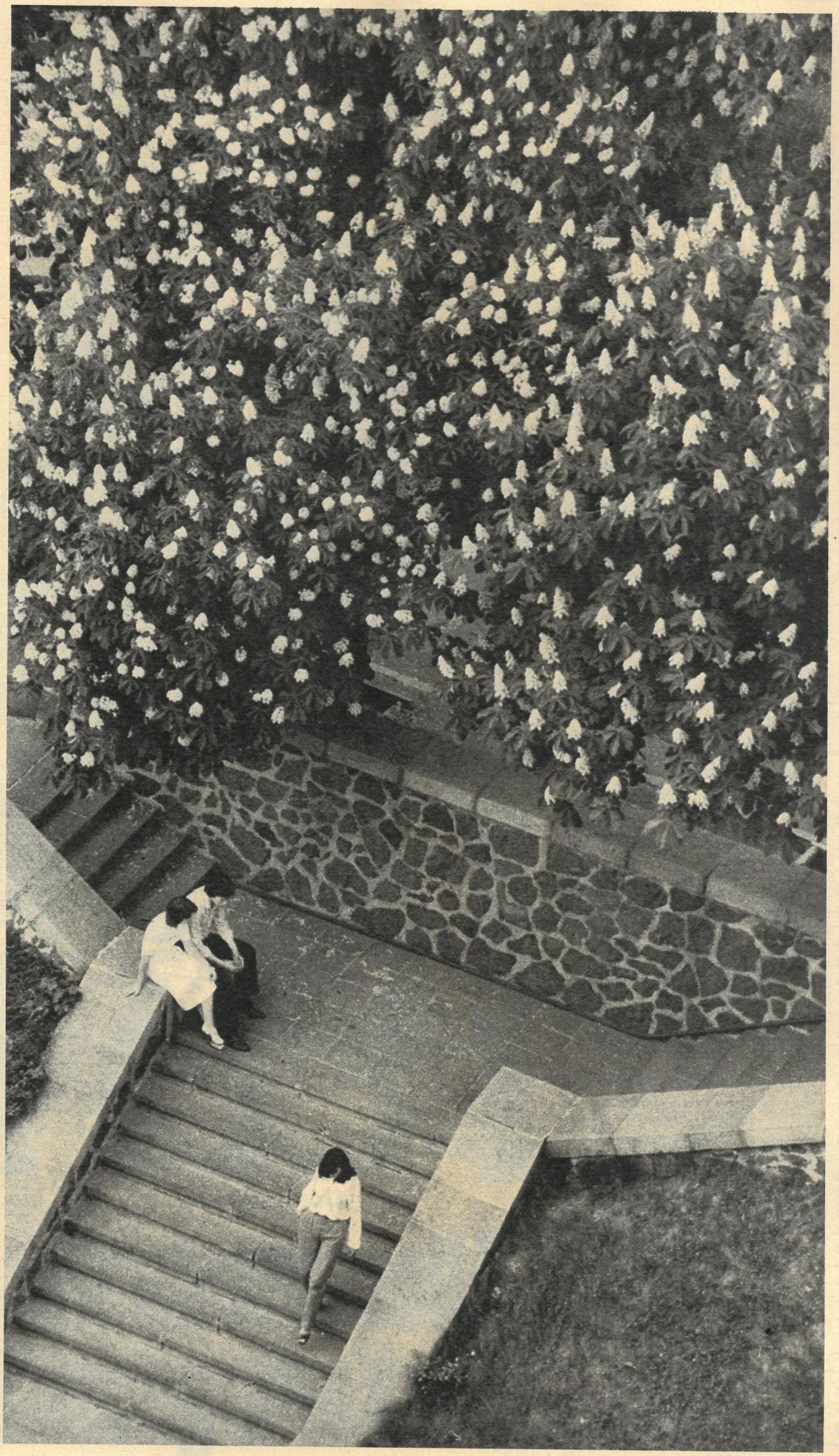
Gestern brach die Welt mich nieder / heute hebt sie mich empor./ Sie belebt und wärmt mich wieder,/ der ich fast an ihr erfror.
...
In dieser Zeit, wo alles neu beginnt / und wo die Saaten alter Träume reifen, / mag wer da will den Tod begreifen – / Ich nicht!

Er ist nur achtundvierzig Jahre alt geworden. Er hatte noch viele Lieder zu singen. Ein Herzinfarkt setzte seinem Leben an einem Junitag des Jahres 1957 ein Ende. Am 24. Mai ist sein 75. Geburtstag.

Helmut Zemke

Fotos und Reproduktionen: Louis-Fürnberg-Archiv, Weimar; Aufbau-Verlag, Berlin; ADN-Zentralbild/Heilig

Wenn die Kastanien blühen...



Ja, wenn die Kastanien blühen, die Wassersportler ihre Boote klarmachen, die Fontänen sprühen und die Liebespaare auf sonnenwarmen Steinen ein Plätzchen finden – spätestens dann hat der Frühling in Kiew gesiegt. Für die Moskauer, erst recht für die Leningrader ist Kiew „Krone des Südens", für alle aber „Grüne Stadt am Dnepr", „Mutter der russischen Städte" und wie dergleichen liebevolle Bilder mehr sind. Aber auf alle Fälle kommt der Mai hierzulande schon daher mit jenem sinnbetörenden Blütenduft, der, wie es so schön heißt, aller lebenden Kreatur ins Gemüt geht – kommt daher auch mit dem auf kaum einer Palette anzutreffenden lichten Grün, das die eleganteste Flanierstraße der Stadt, den Kreschtschatik, überschwemmt und von den Dnepr-Bergen herabzufließen scheint. Es ist, als hätte die Mutter der russischen Städte einen Bund gemacht mit der Natur, sie wächst und wuchert aus dem Dnepr-Tal in alle Straßen und Gassen, und deshalb streiten sich seit tausend Jahren die Maler und die Dichter darüber, ob man sie besser malen oder besingen soll. Beides hat man getan und tut es bis auf den heutigen Tag.

Müßiggang in dieser immer jungen, poetisch anmutenden Metropole ist da überhaupt kein Laster, eher ein Gewinn; obwohl die Kiewer ein fleißiges Völkchen sind, nehmen sie sich doch Zeit, ihre Stadt zu genießen; Hektik der Großstadt ist ihnen ein fremdes Wort; Zielstrebigkeit, gepaart mit Gelassenheit, homerischer Humor mit philosophischer Nachdenklichkeit sind Merkmale des ukrainischen Volkscharakters. In ihm leben die Lieder und Balladen Taras Schewtschenkos ebenso wie die unsterblichen Gestalten Nikolai Gogols oder die feinsinnigen Verse Mykola Bashans. Mit Gedichten wird hier an jeder Straßenecke gehandelt, neben Blumen und Sahneeis werden sie broschiert an fast allen Kiosken verkauft. In den zahlreichen Parks trifft man dann ihre Leser – besonders die jungen Frauen und Männer, wenn sie nicht gerade damit beschäftigt sind, sich tief in die Augen zu schauen.

Kiew, mehrfach geprüfte Heldenstadt, hat viele Sonnentage, und seine Bewohner feiern jedes Jahr im Mai das Wunder ihrer Auferstehung – der aus den Ruinen des letzten Krieges, der aus winterlicher Kälte und Dunkelheit. Und dazu schmückt sich der Dnepr mit weißen Fahrgastschiffen, und die Kastanien, wärmesuchende Frühlingsbotinnen, überschütten die Stadt mit ihrem Schnee und mit ihren Düften.

Salus Winter

Fotos: Meißner (3), Gende-Rote

Der rumänische Autor Dorel Dorian, Jahrgang 1931, wurde bereits mit Romanen und Theaterstücken bekannt. Durch seine ingenieurtechnische Ausbildung angeregt, wandte er sich seit 1967 der wissenschaftlichen Phantastik zu, die er mit einem zweiten gefragten Genre – der Kriminalliteratur – verbindet. 1970 erschien in Rumänien eine erste Sammlung unter dem Titel „Fiktionen für Revolver und Orchester". Unsere Leseprobe entnahmen wir dem bei Volk und Welt erscheinenden Band „Der redende Goldstaub", in dem sich fünfzehn rumänische Autoren mit phantastischen Erzählungen vorstellen.

Dorel Dorian

Alles wurde auf eine Karte gesetzt

Illustration: Klaus Müller

Das unerwartete Erscheinen meines treuen S. H. 12 in den Büros des Fahndungsdienstes provozierte eine wahre Verblüffung. Was für ein Tag! Wie viele Proteste!

Meine Kollegen – noch hielt sich die Mode der kollektiven Untersuchungen – erwarteten, glaube ich, einen Roboter anzutreffen, eine Vorrichtung, ein Ergebnis vollkommenster Kybernetik, ein Koloß von Schaltkreisen, jedenfalls etwas in der Art jener Roboter, wie man sie sich naiverweise gegen Ende des P. N. W. Jahrhunderts vorzustellen pflegte, aber keinesfalls einen hilflosen Kollegen, wie das S. H. 12 am ersten Tag zu sein schien. Denn S. H. 12 hatte das alltägliche Aussehen – und ich sage das voller Stolz – eines bescheidenen Angestellten irgendeiner Randabteilung eines Verwaltungsdienstes.

Das Auftreten eines Untersuchungskommissars? Keinesfalls! Geselligkeit? Geheimnisvolles Lächeln? Nein, das hatte ich ihn nicht gelehrt. Dafür wußte er von meinen Kollegen all das, was auch ich wußte: ihre Vorlieben, Reaktionen, die ihnen zum „Reflex" geworden waren, Schablonen ihres Sprachgebrauchs (und Denkens), Hochmütigkeit (Untersuchungskommissare sind doch ihrem Wesen nach hochmütig) und das gesamte Arsenal professioneller Gepflogenheiten. Mehr noch: Als S. H. 12 ihre Arbeiten durchsah, entdeckte er ihre Grenzen und bei vielen von ihnen veraltete Fahndungssysteme, die zur Routine geworden waren; Verknöcherungen des Denkprozesses; die größte Auswahl an Trägheiten. Und als guter Kollege, der er war, sagte ihnen S. H. 12 alles, was er dachte (sobald man ihn fragte). Oh, wie ich es bereue, lieber S. H., daß ich dich nicht einen taktvollen Umgang gelehrt, daß ich dich nicht „vermenschlicht" habe... Doch ich glaube, ich bin vom Thema abgewichen.

S. H. 12 (auf seinen Namen werde ich noch zurückkommen) hatte einen wahren Sturm ausgelöst. Aber ohne es zu wollen, denn er kümmerte sich, obwohl man ihm häufig auswich oder ihn falsch informierte, ihn gar verdächtigte, ihm die unmöglichsten kriminalistischen Fälle übergab, gewissenhaft um seine Arbeit, ermittelte die optimalen Lösungen, die wahrscheinlichsten Hypothesen und stellte unbequeme Fragen – woran man sich am meisten stieß.

Ohne es zu wollen, war S. H. über Nacht zu einer umstrittenen Persönlichkeit geworden, und obwohl ich meinen Kollegen Schweigen auferlegt hatte, redete man viel zuviel über ihn, in den Cafés und auf der Straße, wo alle Nachrichten, auch die genauesten, entstellt werden und eine übertriebene Neugier hervorrufen.

Und wer hatte ihre Neugier erweckt? Mein naiver S. H. 12. Naiv, weil er trotz seiner maximalen Vernunft nicht einmal über die minimal notwendige Schutzvorrichtung gegen Kleinlichkeit, Neid und Vorurteile verfügte. Aber lassen wir das. S. H. speicherte Informationen, wählte sie aus, verglich sie, aber er konnte sich nicht über Anachronismen hinwegsetzen und sie der Lächerlichkeit preisgeben.

Seine Initialen, die meinem Vorsatz nach diesen neuen Typ von Selektor unterscheiden sollten (ein heteroklitischer Selektor, „der die gewohnten Regeln nicht befolgte, seltsam, bizarr, anders"), leitete man allgemein von Sherlock Holmes ab. Was sowohl mir als auch S. H. 12, der das gesamte Werk Conan Doyles eingehend studiert hatte, beinahe schmeichelte.

Mein Chef zu jener Zeit, der alte Lazaridis, ein mehr als erfahrener Kriminalist, verstand anscheinend, daß wir Schwierigkeiten hatten. Er schlug uns vor, zu einer der Schutzhütten zu fahren, die auch als Laboratorien funktionierten, die unser Dienst in der schönen Gebirgszone A. R. W. – 042 besaß. Dort sollte ich S. H.'s Selbstprogrammierung und Schutzvorrichtung verbessern und einige neue Schaltkreise entwickeln, „Kaltblütigkeit", „heitere Absurdität", „Taktgefühl des Akzeptierens", deren Notwendigkeit S. H. nicht sehr einsah, von der er aber durch die folgenden Ereignisse – und vor allem durch „meine Ermordung", an der er beinahe teilhaben sollte – überzeugt wurde. Um es kurz zu fassen: Ich machte mich zusammen mit S. H. 12 zur Schutzhütte auf, die uns so bereitwillig zur Verfügung gestellt worden war. Die Flugreise nach A. R. W. – 042, die S. H. kaum verlokkend schien, veranlaßte mich, nostalgischen Erinnerungen nachzugehen: Ich hatte meine alte Reiseleidenschaft unterdrückt, auf die gesamte Poesie der Natur verzichtet, auf all das, was einmal „mein Privatleben" ausgemacht hatte. Ich hatte dieses Opfer akzeptiert, um einen heterokliten Selektor zu entwikkeln, der uns vor menschlicher Unzulänglichkeit schützen sollte. Hatte ich nicht zuviel investiert?

S. H. 12 unterbrach meine Grübelei (war er meinen Gedanken gefolgt?), um mir mitzuteilen, daß fünf der neunundzwanzig Passagiere des Jets in kurzen Zeitabständen wiederholt nach uns gesehen hätten. Das ließ auf eine besondere Neugier schließen, denn nicht einmal auf einer ungewöhnlichen Route sind die Mitreisenden so aufmerksam. Einer der fünf überwachte gleichzeitig die anderen vier, die einander nur zufällig angesehen hatten – S. H. überzeugte mich davon, er hatte es ausgerechnet.

Es bestand kein Zweifel mehr: Wir wurden verfolgt. (Lazaridis hatte mich davon in Kenntnis gesetzt, daß die Neuheit S. H. 12 ein paar fremde Geheimdienste interessieren und sogar in Aufruhr versetzen könnte, doch ich hatte das als getarntes Lob aufgefaßt.) Währenddessen hatte S. H. 12 von den selektiven Schaltkreisen seines Gedächtnisses Gebrauch gemacht und benachrichtigte mich, daß er unter den vier Verfolgern einen notorischen Verbrecher erkannt hatte, der kürzlich aus dem Gefängnis entlassen worden war, und außerdem hatte er das Gesicht eines Spions ausmachen können, von dem man vor einiger Zeit erzählt hatte, er habe Selbstmord begangen. Die anderen zwei „sagten" ihm nichts, er hatte sie nie „gesehen" (sie waren in der Kartei des Fahndungsdienstes nicht erfaßt), trotzdem zögerte er nicht, anzugeben, daß dem physiognomischen und psychologischen Charakter nach einer der beiden ein Verhaltensgestörter war, während der andere einen Zustand tief-

ster Unzufriedenheit mit sich selbst aufzeigte. Der Fünfte hatte aufgehört, uns zu beobachten. S. H. 12 stellte sogar die Hypothese auf, er könne zufällig nach uns gesehen haben. Der Wahrscheinlichkeitsgrad betrug 39 % – obwohl S. H. 12 mir versicherte, daß er auch den fünften Verfolger (falls dieser uns verfolgte) mindestens zweimal „gesehen" habe, oder zumindest ähnele dieser einer Person, die er schon zweimal gesehen habe.

Als wir auf dem kleinen Flughafen in der Nähe der Schutzhütte A. R. W. – 042 aus dem Jet stiegen, bewerkstelligte ich es, daß über die lokale Funkanlage eine Durchsage gemacht wurde, derzufolge alle Journalisten, die zur Pressekonferenz der Fahndungsleiter Teo Celan und S. H. eingetroffen seien, noch an jenem Nachmittag in den Konferenzsaal der Schutzhütte eingeladen würden.

„Das ist eine ungeschickt gestellte Falle", teilte mir S. H. auf telepathischem Wege mit.

„Hast du einen anderen Vorschlag, S. H.?"

„Eine Ergänzung wäre nötig", antwortete er. „Geh beim Fahrkartenschalter vorbei und buche zwei Plätze für den morgigen Flug. Da sie dann wissen, daß wir morgen abfliegen, werden sie gezwungen sein, die heutige Konferenz ‚auszunützen', sie werden prompter zu handeln versuchen."

Natürlich ging ich darauf ein. Ich staunte aber nicht wenig, als ich den Fahrkartenschalter verließ und feststellen mußte, daß S. H. mich mein Gepäck schleppen ließ.

„Entschuldige bitte", teilte er mir wiederum auf telepathischem Wege mit, „es ist von Vorteil, wenn es den Verfolgern etwas ungewiß bleibt, wer von uns beiden Teo Celan ist und wer S. H.; denn ich hoffe, daß sie sich nicht vorstellen werden, daß der Roboter mit den Händen in den Taschen geht, während sein Erfinder höflich das Gepäck schleppt."

Am Nachmittag desselben Tages um 17 Uhr stellten sich alle vier Verfolger bei der Schutzhütte ein. Ich verlangte von ihnen nicht ihre Journalistenausweise – wie ich es mit S. H. vereinbart hatte –, aber drei von ihnen zeigten sie mir aus freiem Willen (S. H. informierte mich, daß die Ausweise erst kürzlich gefälscht worden waren, zwei von ihnen erst an jenem Vormittag). Jeder der vier – S. H.'s Röntgenapparatur bewies wieder einmal ihre Unfehlbarkeit – war mit einem Revolver bewaffnet. Zwei hatten einen merklich gesteigerten Puls, einer einen normalen, während S. H. beim vierten – den wir als Spion verdächtigten – keinen Pulsschlag feststellen konnte.

Ich muß hinzufügen, daß S. H. 12 sich als Teo Celan vorgestellt hatte, während ich mich S. H. nannte, was aber niemanden überraschte. Nur der Verbrecher – der von S. H. für einen Verbrecher Gehaltene – setzte ein Lächeln auf, das mir in dieser Lage nicht angemessen schien. Nun, wenn schon... Gemäß dem vorher mit S. H. vereinbarten Plan sagte ich ihnen, daß zu meinem Bedauern nicht alle erwarteten Journalisten gekommen seien. Dann bot ich mich an, ihnen die Schutzhütte zu zeigen. Ich führte sie durch alle Räumlichkeiten und machte dabei eine beiläufige Bemerkung: die Konferenz könne man wann immer verlassen.

Als wir in den Konferenzsaal zurückkehrten, war es dunkel geworden, denn in A. R. W. – 042 setzt ungefähr um 17.30 Uhr die Dunkelheit ein. Ich zündete die Kronleuchter an und lud die Gäste ein, in den Fauteuils Platz zu nehmen. Ich machte sie darauf aufmerksam, daß an den Fauteuils Steckdosen angebracht seien, die sie benutzen könnten, falls sie unser Gespräch aufnehmen wollten.

S. H., den ich Teo Celan nannte, entschuldigte sich für eine Panne an den Steckdosen. Wenn man auf den Aufnahmeknopf drücke, verursache man einen allgemeinen Kurzschluß, der das ganze Gebäude dunkel werden ließ.

„Das wäre gar nicht schlimm", spaßte ich, „die Fenster und Türstöcke phosphoreszieren. Wer den Saal im Dunkeln verlassen will, kann das ganz bequem tun."

Während ich den „Journalisten" Fruchtsaft anbot, kam S. H. 12 eilig in den Saal zurück und teilte allen mit, daß wir vom Zentrum aufgefordert worden seien, die Konferenz zu beenden und mit dem ersten Jet, der in elf Minuten abflog, zurückzukehren.

S. H. hatte kaum seine Mitteilung gemacht, als ein allgemeiner Kurzschluß tiefstes Dunkel eintreten ließ. Fast gleichzeitig hörte man einen Schuß, einen Schrei und ein Geräusch, als stürze ein Körper zu Boden. Kurz darauf folgte ein metallisches Geräusch, das vom Aufprall einer weggeworfenen Waffe verursacht worden war. Anschließend zwei ähnliche Geräusche – also der Aufprall zweier weiterer Waffen; wenig später ein viertes Geräusch, ebenfalls der Aufprall einer Waffe, die wahrscheinlich, wie in den vorangegangenen Fällen, als ein gefährliches Corpus delicti betrachtet wurde; und, um die Verwirrung zu steigern, auch noch ein fünftes Geräusch: abermals der Aufprall einer weggeworfenen Waffe.

Erst dann drehte S. H. das Licht wieder an, und ich bückte mich, um die vier Revolver aufzuheben. Niemand war verletzt, und die vier angeblichen Journalisten schauten sich verblüfft an, ohne so recht zu begreifen, was vorgefallen war.

S. H. untersuchte inzwischen die Schalter an den Fauteuils – die vier wurden aufgefordert, auf ihren Plätzen zu bleiben –, während ich kontrollierte, ob auf den Revolvern Fingerabdrücke zu finden waren. Das Resümee meiner und S. H.'s Beobachtungen ergab folgendes: Der Spion und der Verbrecher hatten fast gleichzeitig auf den Schalterknopf gedrückt, der den Kurzschluß verursacht hatte. Der dritte, der keinen Journalistenausweis vorgezeigt hatte und dessen Puls normal ging, hatte erst nach dem Kurzschluß auf den Schalterknopf gedrückt.

Diese unlogische Handlung bestätigte, daß er geistesgestört war, wie S. H. das ursprünglich angenommen hatte.

Nur der vierte, den sogar dieser Vorfall geängstigt hatte, versuchte auszubrechen. Aber der magnetische Fauteuil hielt ihn fest. Es wäre noch zu erwähnen, daß der vierte den Schalterknopf nicht betätigt hatte.

Fingerabdrücke wiesen nur zwei Revolver auf, der Revolver dessen, der verhaltensgestört schien, sowie der des Verbrechers. Zu keiner Waffe – ich beziehe mich auf die Waffen der vier – fehlte eine Patrone.

Nur der Spion hatte sich, noch während es dunkel war, im Fauteuil umzudrehen versucht, um auf S. H. 12 schießen zu können. In seiner Waffe befanden sich Spezialgeschosse mit großer Explosionskraft.

Ich vergaß anzuführen, daß der Kurzschluß natürlich von keinem der vier verursacht worden war. Wenn man auf die Schalterknöpfe drückte, blieb eine Uhr stehen. Den Kurzschluß hatte S. H. provoziert, und ich hatte im Dunkel geschossen, ohne zu zielen. Denn als ich schoß, überzeugte ich die vier, daß sie dazu keinen Grund mehr hatten, und als ich den Revolver wegwarf, suggerierte ich ihnen, dasselbe mit ihren Revolvern zu tun, denn sie hatten mich zu Boden stürzen gehört, ich war für sie tot. Als sie dann entwaffnet und gefesselt waren, überließ ich es S. H., ihnen das Ergebnis unserer Ermittlung mitzuteilen.

„Seinem Körpergewicht nach dürfte der ‚Spion' die mechanische Kopie eines verschwundenen Spions sein", begann S. H. seinen Vortrag, „er ist eines der ersten Modelle von Roboter-Mördern. Man speist sie nur mit den genauen Daten des Opfers und den geeigneten Umständen der Tat und läßt sie auf das Opfer los. Sie finden es auch im Dunkeln – mit Hilfe von Infrarotstrahlen."

Der Roboter schoß nicht mehr, da das Geräusch des Sturzes sein Aktionsrelais unterbrach. Er ließ seine Waffe fallen, da er sie nicht mehr brauchte. Das geschah vier Sekunden, nachdem die anderen ihre Waffen weggeworfen hatten.

Die Ermordung des Teo Celan war eine viel schwierigere Aufgabe, sie wurde den anderen drei übertragen. Sie haben sich untereinander anscheinend nicht gekannt. Der Verbrecher drückte auf den Schalterknopf, aber es überraschte ihn, daß ein anderer vor ihm schoß. So entschloß er sich, den Revolver wegzuwerfen, an den Fingerabdrücken hätte man später erkannt, daß aus seinem Revolver nicht geschossen worden war. Er bemerkte die Falle erst, als das Licht wieder angeschaltet wurde, doch da war es bereits zu spät; der Fauteuil hinderte ihn daran, seine Waffe wieder aufzuheben.

Der verhaltensgestörte Typ vergaß den Schalterknopf zu betätigen, zog seine Waffe, und als er den Schuß hörte, war er überzeugt, unabsichtlich geschossen zu haben. Er vergaß auch, seine Fingerabdrücke zu tilgen. Er folgte dem Beispiel der anderen, als er die Waffe wegwarf. Wie ja auch einige Organe aus Sympathie zu den anderen erkranken.

Der vierte, der ängstliche Typ, hatte auch nicht auf den Schalterknopf gedrückt, seine Angst hatte ihn davon abgehalten. Vorsichtig zog er den Revolver aus der Tasche, der in ein Tuch gewickelt war, und warf ihn weg.

„Es bleibt noch festzustellen", ergänzte S. H. 12, „wer den ‚Mörder-Roboter' programmiert hat, wer den Verbrecher von Teo Celans Vorhaben unterrichtet hat, und schließlich, wie und weshalb die beiden anderen gehandelt haben."

Ich gab S. H. ein kleines Zeichen, er unterbrach für den Bruchteil einer Sekunde die Fesselungskraft der Fauteuils, und wir bekamen noch zwei Antworten.

Der dritte Journalist, der Typ, den wir als verhaltensgestört verdächtigten, bestätigte durch sein Verhalten seinen Wahn: Er zog ein Messer und wollte sich auf mich stürzen. Der Fauteuil umklammerte ihn jedoch sofort wieder, und so konnte er nur noch „sprachlich" seine Wut und seinen Wahn äußern: „Ich werde alle Roboter zerstören! Alle! Ich zerstöre... Ich werde..." Der vierte bot mir ein schriftliches Geständnis an, was mir nur bestätigte, daß es sich um die Tragödie eines schwachen Menschen handelte, der aus dem Gleichgewicht gebracht war, der sich erpressen ließ.

Der Spion und der Verbrecher waren sich darüber im klaren, daß sie das Spiel verloren hatten, und unterließen jede Geste. „Und das letzte Problem", fragte S. H., „wer wußte von der Existenz des Verrückten? Wer hat ihn befreit? Wer gab ihm eine Waffe und hetzte ihn auf uns? Und wer erpreßte diesen Unglücklichen?"

„Streng dich nicht mehr an, S. H.! Wenn er von diesem Mordanschlag erfährt und bedenkt, daß das Gedächtnis des Spions und die Erklärungen der anderen drei uns genügend Daten vermitteln, um ihn zu entlarven, so wird er uns alle anderen Untersuchungen ersparen."

Wir verständigten die Zentrale von der Verhaftung der vier potentiellen Mörder, und nach einigen Stunden erreichte uns, gleichzeitig mit den gehörigen Glückwünschen, die Nachricht, daß mein alter Chef Lazaridis, wahrscheinlich weil er an einer unheilbaren Krankheit litt, Selbstmord begangen habe.

„Und wenn du bedenkst, wie wohlwollend er uns zu dieser Schutzhütte geschickt hat", sagte ich.

„Ja", antwortete S. H., „ich habe mich davon überzeugt, daß ich den fünften Verfolger aus dem Flugzeug nicht öfter als zweimal gesehen habe. Aber ich verstehe nicht, weshalb er Selbstmord begangen hat. Weshalb hat er den Kampf nicht fortgesetzt?"

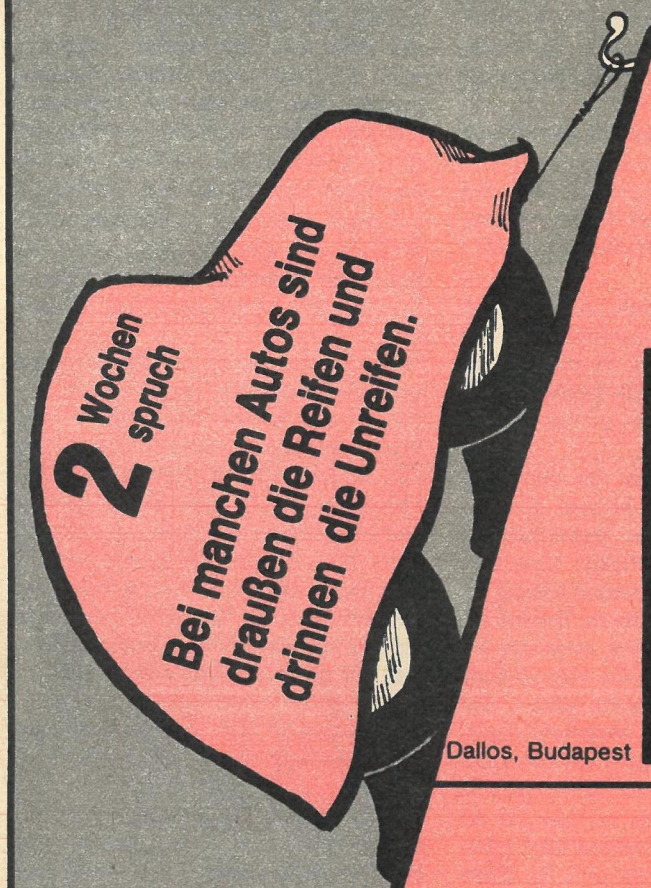
„Er wird zu dem Schluß gekommen sein, lieber S. H., daß er dort, wo du bist, überflüssig ist."

„Heißt das, daß du ihn schon seit langem in Verdacht hast?"

„Sicher, lieber S. H.! Deshalb habe ich ihn auch gestern verständigt, daß ich, um deine kriminalistischen Tugenden zu vermehren, dich programmiert habe, alle Dossiers der Verfahren durchzusehen, die er selbst all die Jahre lang ‚zu Ende' gebracht hat. Sobald wir sie durchgesehen haben, wird klar sein, weshalb er diesen Ausweg gewählt hat."

Aus dem Rumänischen von Helmut Britz

Stop: Wer sich Frechheiten herausnimmt, tut nur **überlegen. Der Überlegene führt den Beweis.**



Lückenspringer

Im Verkehr wie in der Liebe: Wo du eine Lücke läßt, findet sich ein Springer.

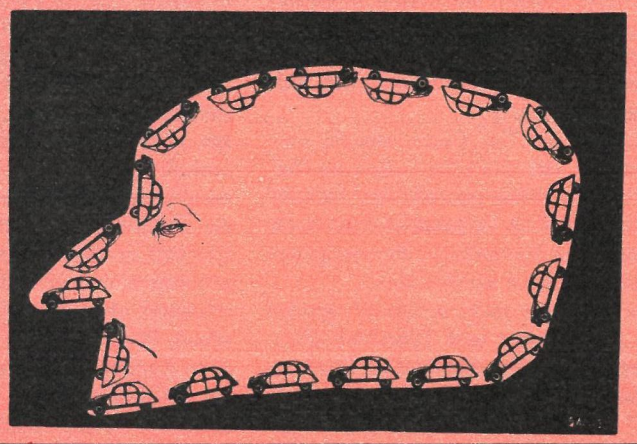
Zwickauer Mulde

Jedes Schlagloch ist ein Notausgang der Hölle.

Radarkontrolle

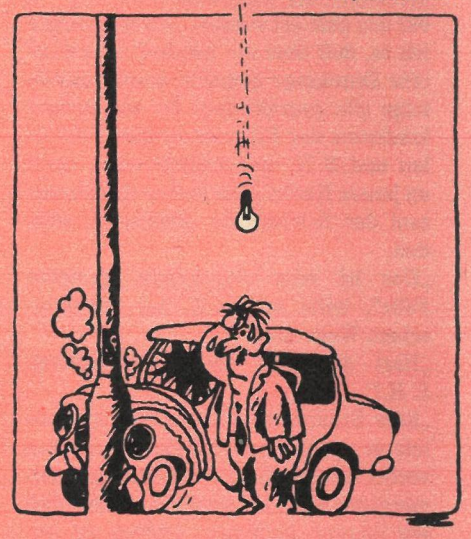
Es gibt gewisse Dinge, wo ein Frauenzimmer immer schärfer sieht als hundert Augen der Mannsperson.

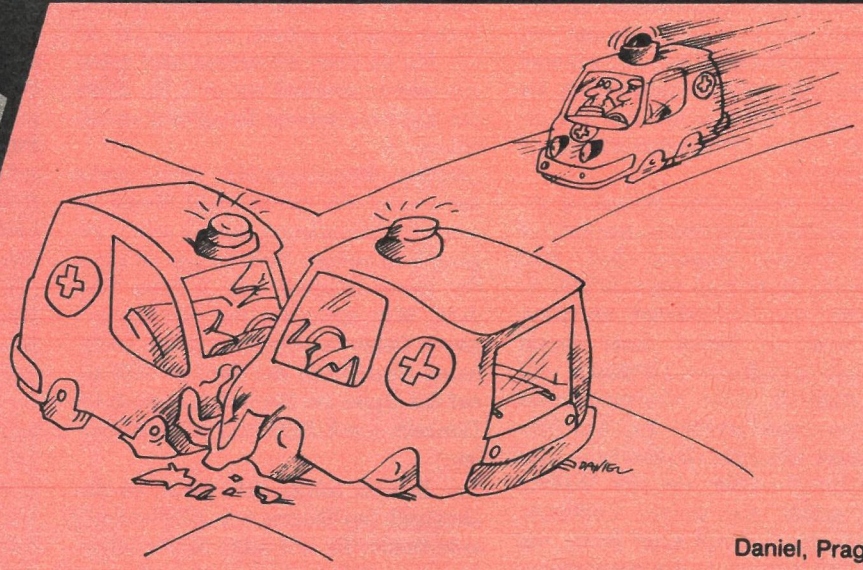
Lessing



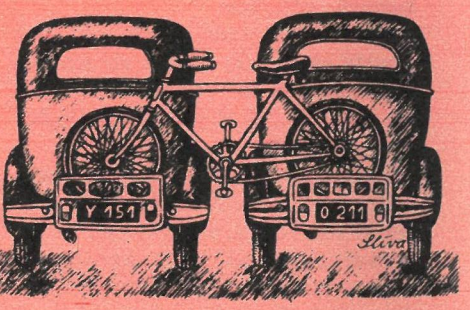
Dallos, Budapest

Tesler, Moskau

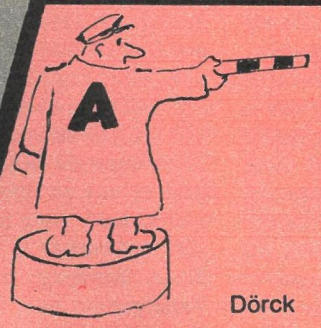




Daniel, Prag

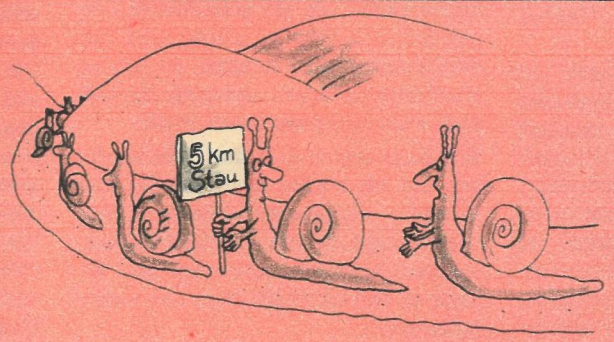


Sliva, Prag



Dörck

Die Lerche erkennt man am Trillern.



Schilda, die Verkehrsleidschnecke von Steger

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

Spurwechsel
Die Dummen begehen immer die gleichen Torheiten, die Klugen immer neue.

Schrott: Nie ist die weibliche Stimme schöner als **im Trösten.**

man sein wahres Alter zu verheimlichen glaubt, macht man

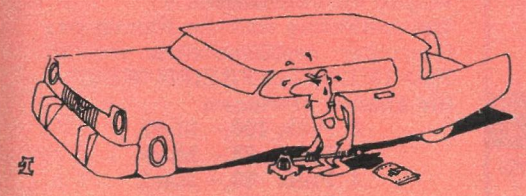
sich lächerlich.

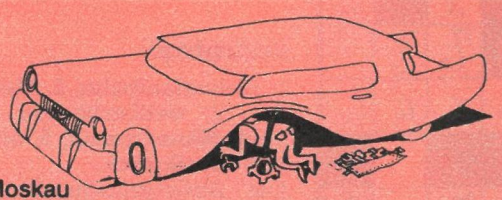
Schock

Kein Auto ist so schnell, als daß es vom Trabant nicht überholt werden könnte.

Parkprobleme

In der Liebe überschreiten die Männer meist die zulässige Höchstgeschwindigkeit oder – sie parken an der verkehrten Stelle.





Nekrassow, Moskau

Putzteufel

Der Weg vom Fan zum Fanatiker sollte durch die Vernunft verbaut sein

Stempel-Küsse

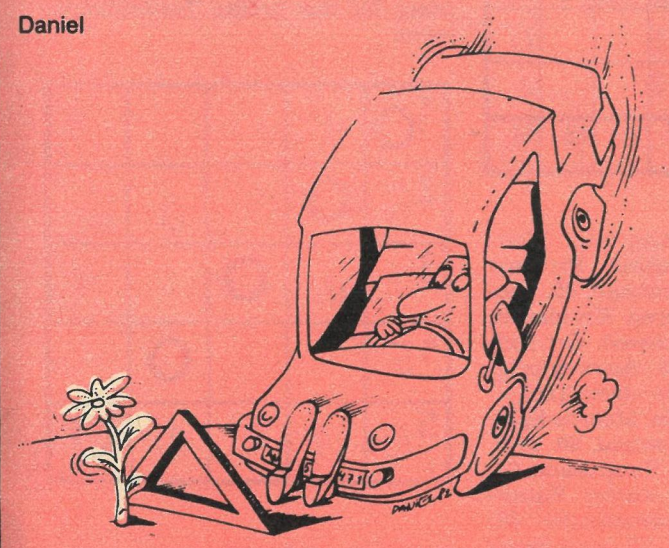
Männer, die keine Spuren hinterlassen, sind unbegreiflich.

Metamorphose

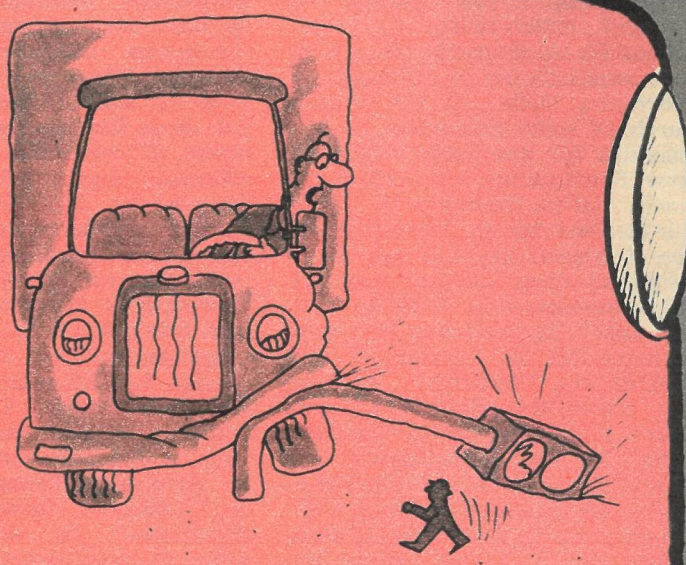
Am Parkrand X., im feuchten Mauerschatten,
da türmen Teile sich, wie sie einst Autos hatten.
So sieht man denn, wo man mit Pflege knausert,
wie sich ein Park zu einem Fuhrpark mausert.

F. Hannemann

Daniel



Steger

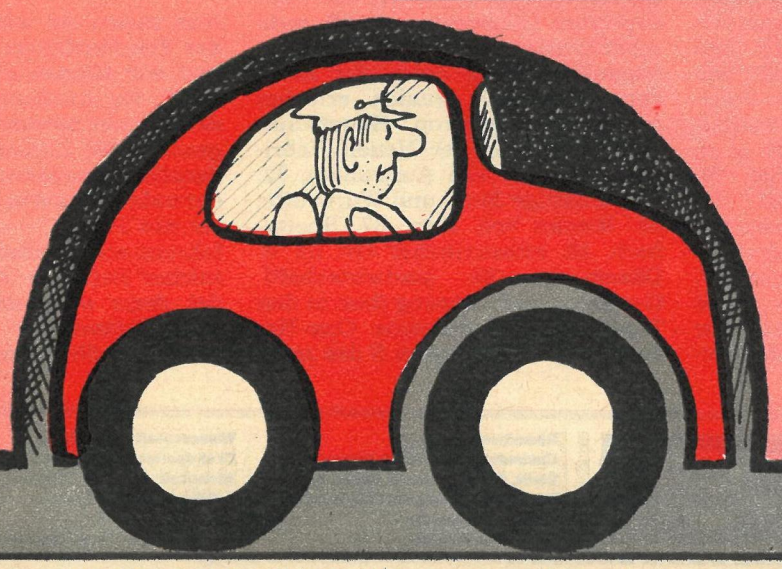


Enn Karu

Die Autobiographie

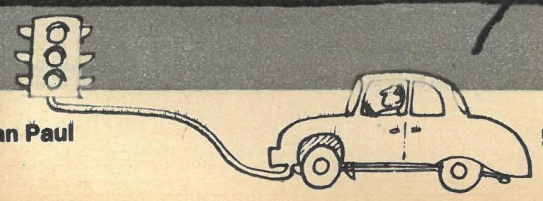
„Warum erzählen Sie mir die ganze Zeit von sich selber, ich werde Ihnen lieber von mir erzählen", hat Arkadi Raikin*) gesagt. Und so dachte ich, ich müßte eigentlich ein wenig über mich erzählen. Etwas Autobiographisches. Es heißt, der Anfang sei das schwerste, besonders bei einer Geschichte, in der es um die eigene Person geht. Man hat ständig zu überlegen, was gesagt und was verschwiegen werden soll. Vieles kann man ja gar nicht erzählen, es gehört sich nicht. Man kann beliebig anfangen. Ach so, damit ich es nicht vergesse – unlängst sah ich Arkadi Raikin in einem neuen Fernsehfilm. War das ein Bild! Die Kiste flimmerte und wimmerte, zwischendurch zeigte die Röhre überhaupt nichts, und schließlich gab es einen Knacks. Weißer Qualm stieg aus dem Gerät. Ich mußte es abstellen. Ich weiß noch, als ich den Fernseher kaufte, war in den Papieren die Bildschirmdiagonale mit 47 Zentimetern angegeben. Ich maß das Ding nach und erhielt 49 Zentimeter. Ich dachte mir gleich, das bedeutet nichts Gutes. Und ich hatte recht! Das Ding funktionierte ein paar Monate, und schon war es im Eimer. Zum Glück lief die Garantiezeit noch, und ich konnte es ohne weiteres umtauschen. Aber das hatte genausowenig Sinn – das neue Gerät war die reinste Jammerkiste. Zum Schluß wurde es ganz schlimm. Wenn du was sehen wolltest, mußtest du davor sitzen und die Schaltknöpfe festhalten. Und da liefen noch diese horizontalen Streifen. Wenn sie einen Film zeigten, sah man den Text der Übersetzung nicht. Ich müßte ein Buch über Schäden und Reparaturen am Fernseher haben, ich kann mich aber nicht erinnern, wo ich es hingesteckt habe. Überhaupt ist das bei mir ein großer Schlamassel mit den Büchern. Man müßte da endlich mal Ordnung schaffen. Aber was das Buch betrifft, so meine ich, man sollte nicht herumfummeln, wenn man keine Ahnung hat, da bestellt man lieber den Mechaniker. So einfach geht das. Dachte ich jedenfalls. – Der Mechaniker kam, linste ins Gerät und sagte, ich solle das Gerät in die Werkstatt schaffen, derart komplizierte Arbeiten führe er an Ort und Stelle nicht aus. Aber in der Werkstatt dauert die Reparatur, wie bekannt, einen Monat. Was soll man sich in dieser Zeit ansehen? Und was kann der ganze Spaß kosten?
Naja, sonst geht es mir gut, kann mich nicht beklagen. Danke schön.

Aus dem Estnischen von Viktor Sepp
***) Einer der bekanntesten Kabarettisten und Unterhaltungskünstler der Sowjetunion (Die Red.).**



Tiefflieger

Wer leicht in Fahrt kommt, sollte oft seine Bremsen überprüfen.



Jean Paul

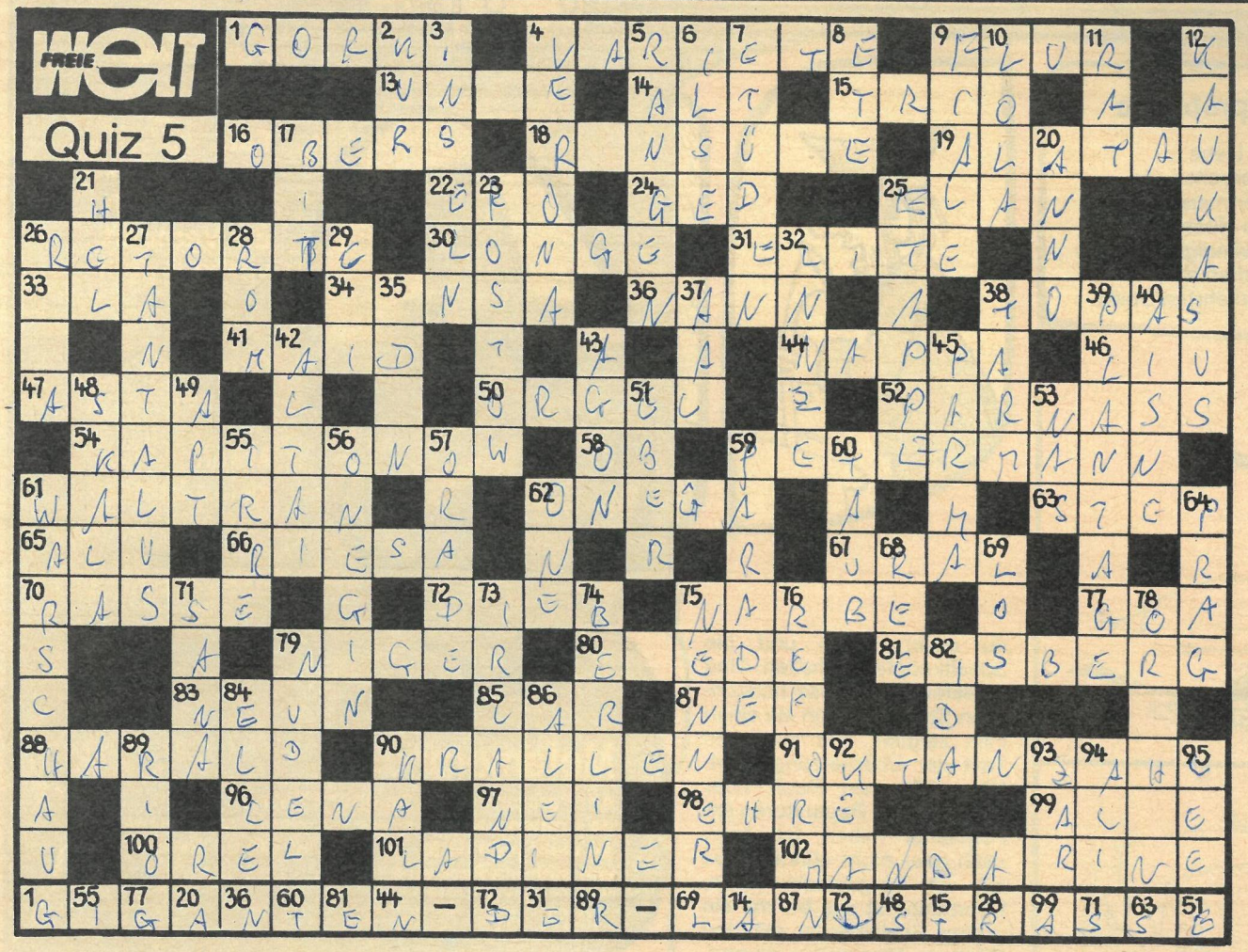
„Extras": Das Kind im Manne zeigt sich an seinem Spielzeug.

Protokoll: Wer ein schlechtes Gewissen hat, dem bleibt keine andere Wahl, als die Wahrheit zu sagen.

Tennessee Williams

FREIE WELT

Quiz 5



Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Einsendeschluß ist der 30. Mai 1984 (Datum des Poststempels). Und bitte die Marke Quiz 5 oder die Zahlenleiste auf der Postkarte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. –
Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 13/1984 der FREIEN WELT.
Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

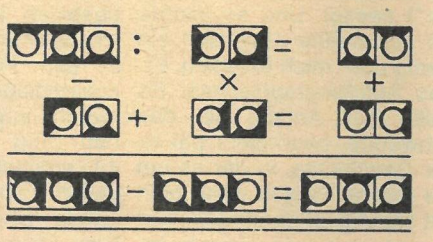
Füllrätsel

1. Erdumlaufbahn, 2. Meeressäugetier, 3. weltberühmter Clown, 4. engl. Männername, 5. sehr langsames Musikstück.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben die Bezeichnung für das größte Tasteninstrument.

1 O	R	I		
2 R	O	B	B	E
3 G	R	O		
4 E			O	
5 L	A	R	G	O

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Wörterband

Von außen nach innen: Sorte – Kartenwerk – Dorfwiese – Lufthauch – ein Alkan – Rauchfang – Sultanserlaß – Situation – Kraftmaschine – Schneckenlinie – kleine Deichschleuse – tschech.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. sowj. Dichter von Weltruf (1868–1936), 4. Schaubühne für akrobatische, tänzerische und musikalische Darbietungen, 9. Vorraum, Diele, 13. ein Froschlurch, 14. weibl. Stimmlage, 15. Musikstück für drei Instrumente, 16. svw. Schlagsahne, 18. Groll, Rachsucht (latein.-französ.), 19. Name für Gebirgszüge des Tienschan und der Nordausläufer des Altai, 22. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 24. alttestamentarische Gestalt, Sohn des Jakob, 25. Schwung, 26. Destillationsgefäß, 30. Führleine z. Abrichten von Pferden, 31. Auslese, 33. oberitalien. Stadt, 34. sowj. Stadt a. d. Sura, 36. Roman von Zola, 38. ein Halbedelstein, 41. dichterisch: Mädchen, 44. ein feines Leder, 46. chines. Männername, 47. Mädchenname, 50. größtes Tasteninstrument, 52. in der griech. Mythologie: Musenberg, Sitz der Dichter, 54. sowj. Friedensfahrer früherer Jahre, 58. westsibir. Strom, 59. DDR-Friedensfahrer, 61. Öl des größten Meeressäugetiers, 62. See i. d. Karelischen ASSR, 63. Tanzschritt, 65. ein Leichtmetall (Kurzw.), 66. Industriestadt a. d. Elbe, 67. sowj. Mittelgebirge, 70. tierischer Einteilungsbegriff, 72. unredlicher Mensch, 75. Wundmal, 77. Gebietsteil im W der Indischen Union, 79. westafrikan. Strom, 80. norweg. Grönlandforscher und Missionar des 18. Jh., 81. im Meer schwimmendes Schiffahrtshindernis, 83. Zahlwort, 85. Langarmaffe, 87. Frachtsegelschiff des frühen Mittelalters, Vorläufer der Kogge, 88. nord. Männername, 90. den Zehenspitzen aufsitzende Horngebilde der Vögel und vieler Säugetiere, 91. Maßzahl f. d. Klopffestigkeit eines Kraftstoffes, 96. ostsibir. Strom, 97. persische Rohrflöte, 98. ethischer Begriff, 99. afrikan. Liliengewächs, 100. ein Dnepr-Nebenfluß, 101. den Rätoromanen nahestehende Bevölkerungsgruppen in der Schweiz, 102. eine Südfrucht.
Senkrecht: 2. Heilverfahren, 3. Eiland (Mz.), 4. oberitalien. Stadt 5. umgangssprachlich svw. unartige Kinder, 6. Mädchenname, 7. musikal. Übungsstücke, 8. französisch: Sommer, 9. gotisches Spitztürmchen, 10. Mädchenname, 11. helfender Hinweis, 12. Faltengebirge im S der UdSSR, 17. Nachrichteneinheit (Binärziffer), 20. lateinisch: im Jahre, 21. poln. Halbinsel, 23. sowj. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 25. Streckenabschnitt bei der Friedensfahrt (Bezeichnung), 26. indischer Heros und Gott, 27. altgriech. Sagenkönig und Sohn des Zeus, der schlimmste Qualen erleiden mußte, 28. südeurop. Hauptstadt, 29. kleine Insel der Neuen Hebriden (nordöstl. von Australien), 32. langschäftige Stoß- und Wurfwaffe, 35. Roman von Lem, 37. Speisefisch, 38. künstennaher Ort im W Dänemarks, 39. landwirtschaftl. Großbetrieb; Pflanzung (bes. in den Tropen), 40. nordfranzös. Oise-Nebenfluß, 42. Gebirge im S des asiat. Teils der SU, 43. altgriech. Wettkampf, 45. oberitalien. Provinzhauptstadt 48. Stufenfolge, 49. geolog. Stufe der unteren Kreidezeit, 51. Zuchttier, 53. schwed. Ort südwestl. von Falun, 55. Ausweglosigkeit, 56. Titelgestalt einer Tschaikowski-Oper, 57. ein Meeres-Speisefisch, 59. Truppenschau, 60. svw. gehörlos, 61. europ. Hauptstadt, 62. engl. Zahlwort, 64. europ. Hauptstadt, 68. Wendekommando, 69. Lotterieanteilschein, 71. eine jemenitische Hauptstadt, 73. nordwesteurop. Inselstaat, 74. europ. Hauptstadt, 75. Teil eines Bruches, 76. svw. erneuernde Umgestaltung, Wiederherstellung, 78. Fluß im N der Mongolischen VR, 79. eine Teigware, 82. Gebirgsstock auf Kreta, 84. altes Längenmaß, 86. Nebenfluß des Ob, 89. spanisch: Fluß, 90. ungarischer Ort südl. von Eger, 92. Nestorpapagei Neuseelands, 93. altruss. Herrschertitel, 94. arab. Männername, 95. Windschatten.

Nun rollen sie wieder, die Räder der Friedensfahrer aus aller Welt; und wir können einmal mehr die Kraft, die Ausdauer und den Mut der Männer bewundern, die die insgesamt 1693 Kilometer der 37. Friedensfahrt meistern werden. Viele ehrende Beinamen – wie z. B. „Ritter des Pedals" – sind den Rennfahrern schon zuteil geworden. Ein solcher Beiname (drei Wörter) bildet denn auch das Lösungswort dieses Rätsels.
Auf dem üblichen Weg über die

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure: Günter Bonow, Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche;
Redaktionssekretär:
Barbara Schabinski

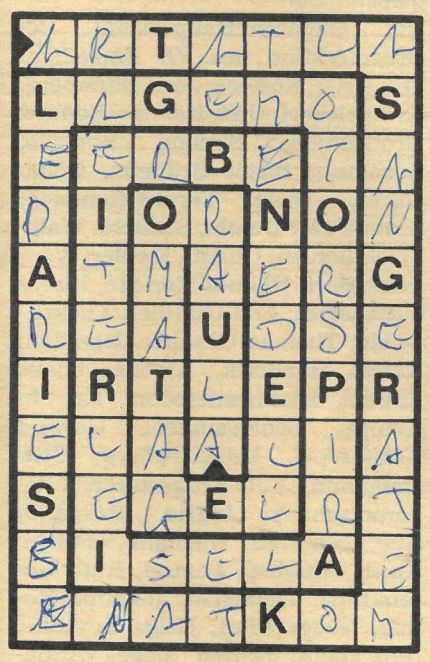
Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

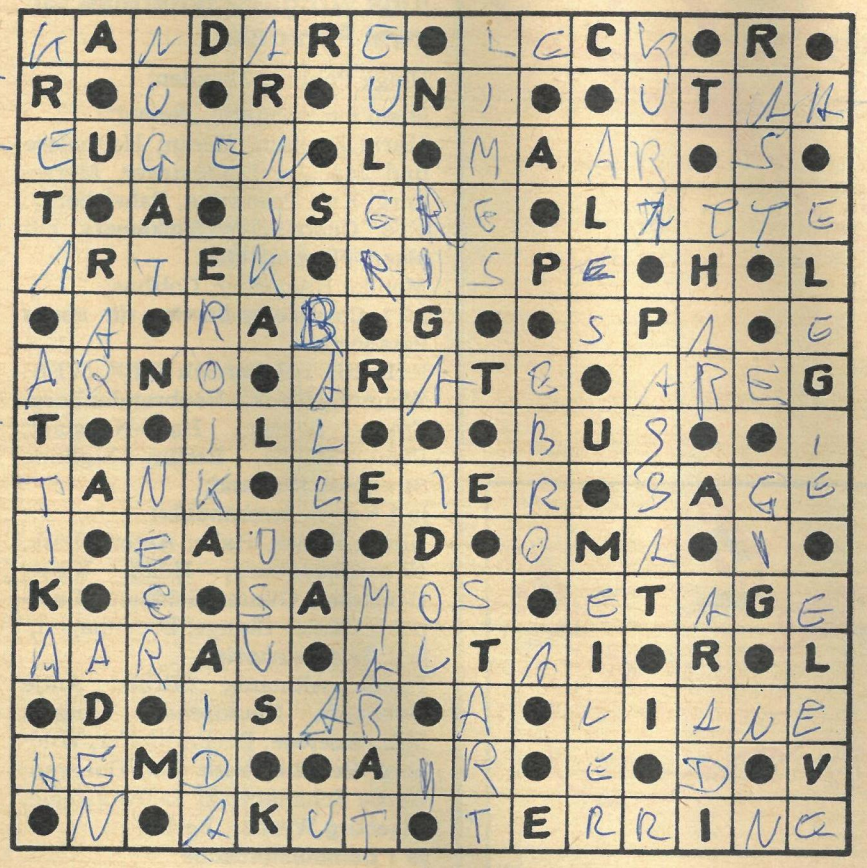
Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb, Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

Schachmeister früherer Jahre – Nachlaßempfänger (Mz.) – Schriftsteller („Die Bilder des Zeugen Schattmann") – Vermächtnis – Liebesgott – Schulsaal.

Von innen nach außen: ein Leichtmetall (Kurzwort) – Wohlgeruch – Abschnitt der Woche – Unterarmknochen – Stern im Sternbild Schwan – Pferdesportler – Schiefer, Fels – Musikzeichen – Gewebeart – Farbe – griech. Buchstabe – Geliebte des Zeus – altes Papierzählmaß – Verwaltungskörperschaft – Schweifstern – Sanddünenwüste – Nasenlaut – höchster Teil der Karpaten.





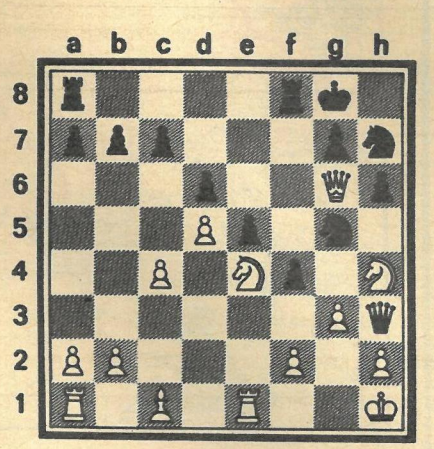
Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. griech. Insel, 2. Gebirge im asiat. Teil der SU und der Mongolischen VR, 3. Brennstoffbehälter, 4. Blütenstand, 5. Mandelkonfekt, 6. Untiefe, 7. eine Verdi-Oper, 8. Teil der Pferdezäumung, 9. Unterbekleidungsstück, 10. falsches Ideal, 11. Aussehen, Miene, 12. Heilpflanze, 13. oberitalien. Fluß, 14. schweizer. Kantonshauptstadt, 15. mongol. Viehzüchter, 16. trop. Schlingpflanze, 17. jugoslaw. Adria-Insel, 18. svw. Brauch, Herkommen, 19. Schiffsschaden, 20. überlieferte Erzählung, 21. Stockwerk, 22. genialer schweizer. Mathematiker (gest. 1783), 23. Aussprachezeichen, 24. eine jemenitische Hauptstadt, 25. Titel einer Beethoven-Sinfonie, 26. Sport- und Spielgerät, 27. Schüler, 28. Rennbeginn, 29. selten, 30. Verkehrsmittel (Kurzw.), 31. Sternbild des nördl. Himmels, 32. Einspänner, Beiboot, 33. Landschaft im östl. Griechenland, 34. Sanddünenwüste, 35. armenisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1964), 36. Großmutter, 37. ein Donaunebenfluß, 38. französisch: Wasser, 39. Klagelied, 40. Nebenfluß der Rhône, 41. Suppenschüssel, 42. kraterförmige Senke, 43. Staat im W der USA, 44. span. Fluß, 45. Vorrichtung z. Herstellung von Holzkohle, 46. südfranzös. Stadt, 47. Zaunteil, 48. einfarbig, 49. Trockengebiet der Ind. Union, 50. Wanderpause, 51. Pionierlager a. d. Krim, 52. Fluß in Transkaukasien, 53. Badeort in Belgien, 54. gleichmäßig wehender Tropenwind, 55. alträm. Grenzwall, 56. Männername, 57. Hauptstadt der Lettischen SSR, 58. Gestalt der Französischen Revolution, 59. Rheinnebenfluß, 60. größte griech. Insel.

SCHACH

Irinas Auftakt-„1"

KÖNIGSINDISCHE VERTEIDIGUNG, Irina Lewitina (UdSSR)–Lydia Semjonowa (UdSSR), WM-Kandidatenfinale, Sotschi 1984, 2. Partie: **1. Sf3 Sf6 2. c4 g6 3. Sc3 Lg7 4. e4 d6 5. d4 0-0 6. Le2 Sbd7 7. 0-0 e5 8. Te1 Te8 9. d5 h6 10. Lf1 Sh7 11. g3 f5 12. Sh4 Sdf8 13. ef gf 14. Lh3 f4 15. L:c8 D:c8 16. Se4 Sg5 17. Dh5 Sfh7 18. Dg6 Tf8 19. Kh1 Dh3 (siehe Diagramm) 20. L:f4 S:e4 21. L:h6 Sf2+ 22. Kg1 Dd7 23. Tf1 Sh3+ 24. Kg2 Sf4+ 25. gf ef 26. T:f4 T:f4 27. L:f4 Tf8 28. Lh6 Kh8 29. D:g7+ D:g7+ 30. L:g7 K:g7 31. Tf1 T:f1 32. K:fd1 Kf6 33. Ke2 Kg5 34. Sf3+ Kg4 35. Sd4 Sf6 36. Sb5 Kh3 37. S:c7 a6 38. a4 K:h2 39. a5 Kg3 40. Se6 Sd7 41. Kd3 Kg4 42. Kd4 b6 43. ab S:b6 44. b4 Sd7 45. Sc7 Sb8 46. Se8 Schwarz gab auf.**



Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß sich andere Begriffe ergeben: Rue – Prise – Rehe – Gas – Maat – Are – Bake – Rum – Mal – Brite – Wehe – Sud – Lid

Die neu eingesetzten Buchstaben ergeben den Vor- und Familiennamen eines großen deutschen Dichters.

Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Wolganebenfluß, 2. Böschungsabsatz, 3. inneres Organ, 4. geschnittenes Holz, 5. Dreschplatz, 6. starke Zuneigung, 7. Mädchenname (Kurzf.), 8. größtes Waldgebiet der Erde, 9. Fluß im Kaukasusvorland, 10. poln. Halbinsel.

Von der Zahl nach links unten: 3. griechisch: neu, 4. Laubbaum, 5. Aussprachezeichen, 6. Vakuum, 7. Schreibflüssigkeit, 8. mittelenglischer Fluß, 9. Friedenssymbol, 10. Vegetationsform, 11. Futterstoff, 12. Mädchenname.

Auflösungen aus Heft 9/1984

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Alexandrow, 6. Shaw, 10. Trope, 11. Aster, 12. Ren, 13. Rom, 15. Eid, 16. Niet, 19. Tannin, 21. EEG, 22. Akt, 23. Dur, 25. Fett, 27. Optik, 30. Ried, 32. Alt, 35. Ata, 36. Edmonton, 39. Kiew, 41. Saale, 42. Elf, 44. Ode, 45. Damm, 48. Sou, 50. Wien, 52. Belinski, 54. Artek, 56. Nauen, 58. Remis, 61. Lab, 63. Tüte, 64. Oise, 65. Ase, 67. Ammer, 70. Treck, 73. Inber, 75. Kirgisen, 78. Rist, 80. eng, 82. Trog, 84. Oka, 86. Goa, 87. Reise, 90. Chor, 92. Most, 93. Oma, 94. Sto, 95. Ohr, 96. Amme, 99. Nonne, 101. Ulan, 103. SOS, 105. Set, 106. Ree, 107. Trasse, 110. Elba, 113. Lie, 114. Alm, 116. Wal, 117. Amrum, 118. Angst, 119. Kino, 120. Mussorgski.

Senkrecht: 1. Altan, 2. Eloge, 3. Auer, 4. Drama, 5. Osten, 7. Herder, 8. Winogradow, 9. Trend, 14. Otto, 17. Ise, 18. Tat, 20. Note, 24. Uhr, 25. Fadejew, 26. Team, 28. Katajew, 29. Ätna, 31. Ili, 33. Los, 34. Sol, 37. Talon, 38. neo, 39. Kader, 40. Elm, 43. Fee, 46. anti, 47. Makarenko, 48. Siena, 49. USA, 51. Iasi, 53. Ire, 55. Intourist, 57. Elea, 58. Rohr, 59. Moa, 60. Ster, 62. BAM, 66. Steig, 68. Mars, 69. Egk, 71. Ebro, 72. Öre, 74. Eiger, 76. Gneis, 77. EKG, 79. Tomaten, 81. Gagarin, 83. Reh, 85. Arm, 88. Eos, 89. Stop, 90. Chabarowsk, 91. Olm, 93. Oral, 97. Ero, 98. Anis, 100. Esel, 101. Ute, 102. Alb, 103. Sellin, 104. Steak, 108. Aarau, 109. Samos, 111. Logis, 112. Altai, 115. Maar.

Kreuzgitter. Waagerecht: Reka (51), Amur (3), Joker (28), Ras (49), Pegel (48), Spedition (58), SOS (60), one (43), Set (62), Talon (68), Routine (54), Umea (76), Ar (6), Korsett (30), Mal (36), Ion (27), Rai (52), Uri (78), Semipalatinsk (64), Gut (25), Rum (56), Ene (16), Eta (18), Ikebana (26), Ra (50), Ober (41), Tonnage (70), Spore (66), Era (20), TOP (72), Lee (33), Olympiade (46), Loire (31), Aal (9), Eosin (22), Tell (74), Lens (34).

Senkrecht: Solo (61), Res (55), Erpel (17), Ardon (7), Aster (11), Upolu (77), Ren (53), Reben (57), Ain (12), Spuk (59), Ster (63), Sirius (67), Terni (75), Aas (1), Ost (44), Oma (42), Ta (73), Monsun (37), Emile (19), Trara (71), Miami (35), Luise (32), Orkane (39), Alu (8), Eterna (14), Gerte (24), Tag (69), Kap (29), Bor (13), Abel (5), Arve (2), AN (10), Orion (39), Allee (4), Etmal (21), Spill (65), Orden (45), Opa (47), Eris (15), Ort (40), Eos (23).

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 2. Orange, 4. Lagune, 5. Garage, 7. Karo, 9. Boa, 12. Alternative, 14. Para, 16. Deka, 18. Merino, 20. Madeira, 21. Gerade.

Senkrecht: 1. Balalaika, 2. Onega, 3. Gelage, 6. Rasen, 8. Roboter, 10. Anapa, 11. Save, 12. Alter, 13. Tirade, 15. Lori, 17. Kameraden, 18. Melange, 19. Nomade.

Wörterband. Von außen nach innen: Edamer, Aton, Etna, Tag, Lehre, Beleg, anno, Terek, Mitra, Georg, Ella, Nesse, Ragnar, Elle, Signal, Patina.

Von innen nach außen: Anita, Plan, Giselle, Rang, Ares, Sen, Allegro, Egart, Imker, Eton, Nagel, Eber, Helga, Tante, Notare, Made.

Buchstabentausch: Ort, Kanne, Rast, Ulk, Gabe. – Okrug.

Raten und Rechnen:

7998	:	43 =	186
–		×	+
2762	+	52 =	2814
5236	–	2236 =	3000

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

*

Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Liebe Kinder!

Mitja ist ein pfiffiger kleiner Junge. Nur manchmal etwas faul. Da kommt ihm natürlich ein Zauberstift, der alle Wünsche erfüllt, gerade recht. Nur – die Sache hat einen Haken... Wir hoffen, daß Euch unsere neue Kinderserie, erdacht und gezeichnet von Oleg Tesler und Sergej Tjunin aus Moskau, viel Spaß bereiten wird. Sie beginnt im nächsten Heft.

Eine Wolga-Schiffsreise für zwei Personen:

Helga Pohling, Dresden;

je ein Fernsehgerät „Junost“:
Maria Kopplin, Berlin; Hannelore und Joachim Lindemeyer, Merseburg; Karl Posewang, Babelsberg;

eine Quarz-Schmalfilmkamera mit einem Filmprojektor:
Monika Hamacher, Cottbus;

je 1 Chochloma-Service für sechs Personen:
Kollektiv HB-Bereich WBK (VEB) Wohnungsbauk., Neubrandenburg; Franz Scheer, Halle-Neustadt; Fam. Stepke, Berlin; Siglinde Strempel, Ruhland;

je 1 Herren-Armbanduhr:
Ulrich Briese, Halle; Anton Dlesk, Neubrandenburg; Heinz Klose, Heidenau; Günter Schönau, Basepohl; Günter Stange, Bruchhagen;

je 1 Bernsteinkette:
Frieda Altmann, Görlitz; Antje Gebhardt, Neukirchen; Gudrun Milz, Auerose; Evelin Pfeifer, Wildberg; Brigitte Reith, Bad Doberan; Gerda Schankowski. Ludwigsfelde; Ingeborg Werner, Berlin;

je 1 Bernsteinbrosche:
Elfriede Goldammer, Naumburg; Kathrin Höhne, Zinnowitz; Elfriede Höppner, Dessau; Gerda Nitzschke, Weimar; Christine Schulz, Lübbenau;

je 1 Halskette mit Anhänger:
Martina Brandt, Osterburg; Daniela Burkhardt, Wilhelm-Pieck-Stadt Guben; Marianne Stern, Halle; Ilona Stiller, Tangerhütte; Jutta Wonneberger, Borna;

je 1 Wecker:
Manfred Börner, Hecklingen; Franz Fischer, Premnitz; Günter und Elsa Harning, Freital; Dietrich Hartmann, Reichenbach i. V.; Helga Hoffmann, Fraureuth; Oswald Jahns, Leipzig; Manfred Kahle, Magdeburg; Gertrud Kracht, Stralsund; Anke Pusch, Magdeburg; Karl Schainost, Suhl; Andrea Schilling, Berlin; Wilhelm Seidel, Meerane; Uwe Teubert, Karlshagen; Detlef und Silvia Wiesche, Bad Lauchstädt; Fam. Ziegenfuß, Zwickau;

je 1 Chochloma-Dosengarnitur:
Brigade 20. Jahrestag BKW Regis, Deutzen; Eva Bunk, Wiehe; Forschungszentrum für Tierproduktion, Kollektiv KOZ-RGW, Dummerstorf; Gudrun Höppner, Ilsenburg; Dr. Manfred Klettke, Rippershausen; Karl-Heinz Kramer, Schönebeck; Gertraude Landmann, Bad Langensalza; Brigitte Matthias, Haldensleben; Dietmar Pirrß, Osterwieck; Heinz und Inge Scharkowski, Oranienburg;

je 1 Lederetui mit Füllhalter und Kugelschreiber:
Ber. Ökonom./Hauptbuchh. Bezirksdirektion des VE Einzelhandels (HO), Rostock; Jens Blumberg, Kringelsdorf; Uffz. Karsten Böhme, Großenhain; Simone Bönicke, Bernburg; Birgit Brüheim, Nöda; Ullrich Dietz, Fernbreitenbach; Klaus-Peter Domin, Saalfeld; Wally Ertel, Böhlen; Christa Fiedler, Wensickendorf; Helmut Gericke, Eisenhüttenstadt; Lilli Günther, Luckenwalde; Thomas Günther, Dresden; Katrin Handrick, Kiebitz; Klaus Kaudel, Kleinwaltersdorf; Kerstin Kempf, Schleusingen; Gerlind Kraunsdorf, Markkleeberg; Uwe Naumann, „ZJO Erdgastrasse“, Bogorodtschany; Ingrid Nawrocki, Aue; Manfred Niemann, Berlin; Karin Pflugbeil, Lemsel; Ruth Rosenkranz, Luckenau; Johanna Röthig, Neugersdorf; Helga Sevecke, Neuruppin; Erhard Siegel, Annaberg-Buchholz; Wolfgang Thorwirth, Berlin;

je 1 Folklorepuppe:
DSF-Gruppe Kader und Bildung d. VVB Saat- und Pflanzgut, Quedlinburg; Sybille Dunkelmann, Toddin/Hagenow; Gudrun Goerke, Binz; Ina Graf, Eichwalde; Brigitte Ohlendorf, Gatersleben; Elke Steppan, Altengottern; Michael Struppek, Grammendorf; Regina Werner, Mylan; Simone Wolfert, Gutenswegen; Gerhard Wurm, Falkensee;

Mit dem Gewinn der Wolga-Schiffsreise überraschten wir Helga Pohling aus Dresden per Telefon.

● Frau Pohling, was machen Sie im Urlaub '85?

● Na, Sie können vielleicht Fragen stellen. Soweit denke ich noch gar nicht. Haben Sie etwa eine Idee?

● Vielleicht. Was halten Sie denn von einer Schiffsreise?

● Schiffsreise? Wie kommen Sie darauf? Und wieso interessieren Sie sich dafür?

● Freie Welt hat Ihnen die Planung abgenommen und für Sie den Volltreffer gezogen: eine Wolga-Schiffsreise für 2 Personen 1985.

Sie haben gewonnen!

Die große Leserbriefaktion der FREIEN WELT und des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft ist zu Ende. – Der Sozialismus ist der Friede. 1911. So lautete die Auflösung unseres Preisrätsels. Herzlichen Glückwunsch all denjenigen Lesern, die gewonnen haben.

Nun ist es endlich soweit! Unsere große Leseraktion zum 35. DDR-Geburtstag unter dem Motto „Nachgedacht und mitgemacht" ist abgeschlossen, die Knobelei an unserem doch recht kniffligen Preisausschreiben beendet und die Gewinner sind ermittelt. Als würdigen „Ziehungsort" wählten wir die Räume der Ständigen Exportmusterschau der Sowjetunion in der DDR aus, an der Berliner Friedrichstraße. Eine der charmanten Hausherrinnen, Swetlana Tabatschnikowa, spielte Fortuna und half uns, aus dem Berg der über 7100 Karten und 470 Briefe die Gewinner zu ermitteln. Leicht fiel es uns nicht – waren doch immerhin 191 Preise im Wert von 20000 Mark an den Mann bzw. an die Frau zu bringen. Darüber hinaus wartet das Präsidium des Zentralvorstandes auf zehn Gewinner, die im Herbst zu einem Erfahrungsaustausch in Sachen Freundschaft nach Berlin kommen werden. In den nächsten Tagen werden also Fernseher und Filmkamera, Ketten, Broschen, Wecker, Herren-Armbanduhren, Folklorepuppen, Lederetuis mit Kugelschreiber und Füllhalter, Chochloma-Service und -Dosengarnituren sowie die Büchergutscheine auf Reisen gehen. Nach der anstrengenden Preisträgerermittlung blieb noch genügend Zeit, mit einem Gläschen die ganze Sache zu besiegeln – mit Gewähr sozusagen. Gleichzeitig war das auch ein symbolisches Dankeschön an die vielen tausend Leser, die sich mit ihren Erlebnissen und Erfahrungen, Gedanken und Erkenntnissen an unserer Aktion beteiligten. Es lohnt sich auf jeden Fall, die lange Liste der Preisträger „durchzuarbeiten". Vielleicht sind auch Sie dabei! Und wenn nicht, vielleicht ein kleines Trostpflästerchen: alle eingesandten Beiträge wurden von uns sorgfältig gelesen, geben uns Anregungen für neue Aktionen und helfen auf diese Weise mit, das Geschichtsbuch unserer Republik zu vervollständigen.

je ein Büchergutschein im Wert von 30 Mark:

Doris Albrecht, Berlin; Werner Arnold, Ferna; E. Auch, Staaken; Volker Bachmann, Rehmsdorf; Jens Becker, Alterode; Heidrun Behrendt, Berlin; Kurtfritz Bergleiter, Gotha; Elke Brabec, Frankfurt/Oder; Rudi Buchwald, Wittstock; Werner Carstens, Halle; Club der DSF der EOS „F. L. Jahn", Greifswald; Lothar Dorfmann, Brandenburg; Karda Drach, Bad Blankenburg; Soldat Uwe Eißmann, Fürstenwalde; Helmut Eisner, Porschendorf; André Fietzke, Apolda; Ingeborg Föse, Staßfurt; Dora Freier, Elend; Alfred Gaebler, Rittleben; Ronald Gantz, Schönheide; Rudolf Gärtner, Lödla; Richard Gottschalk, Saupersdorf; Gerhard Gröger, Brüel; Elfriede Grönboldt, Schwerin; Karl Große, Vatterode; A. Grothen, Tangermünde; Siegfried Günther, Halle; Fam. Hartmann, Ludwigslust; Irmgard Hartung, Siegelbach; Wilhelma Hasselmann, Stretense; Willi Heiduczek, Köthen; Grete-Erika Henkel, Stralsund; Dietrich Hohenstein, Prenzlau; Ruth Höne, Bad Berka; R. Hoppe, Altranstädt; Erich Jakob, Greiz; Maritta Just, Trebsen; Barbara Kajath, Wildau; Hans-Jürgen Kauschmann, Lauta; Alfred Kauz, Oberpöllnitz; Harald Klingenberg, Osterburg; Kollektiv „SOJUS 31", KWV Marschnerstraße, Dresden; Lisette Krause, Finsterwalde; Helmut Krüger, Bergen; Ralph-M. Krühner, Königsee; Gudrun Lange, Magdeburg; Günter Lange, Hoyerswerda; Fam. K.-H. Lange, Rostock; Günter Lehmann, Halle; Uwe Leistner, Marienberg; A. Leonhardt, Müncheberg; Frau Mattheß, Wilsdruff; Wolfgang Merker, Hoyerswerda; Hans-Jürgen Meyer, Liebertwolkwitz; Brigitta Mikat, Kröpelin; Martina Mikut, Deutschenbora; Hans Moldenhauer, Deutschenbora; Hellmut Morgenstern, Plauen; Hans Motzny, Fürstenwalde; Artur Müller, Grechwitz; Reinhard Noack, Mulkwitz; Sabine Oestreich, Sonneberg; Edith Otto, Forst; Familie Pahl, Merseburg; Paul Krause, Triptis; Edelgard Peipmann, Hohenstein-Ernstthal; Harald Petzold, Regis-Breitingen; Alexander Quast, Potsdam; Gudrun Rech, Grimmen; Arthur Reichelt, Meißen; Dieter Richter, Meißen; Volker Rudolph, Berlin; Rüdiger Schäfer, Oschersleben; Detlef Schallert, Lauchhammer-Mitte; Eberhard Scheit, Weimar; Peter und Gisela Scheffel, Bennekkenstein; Günter Schmidt, Torgau; Karl Schmutzler, Lößnitz; Bernd Scholz, Hoyerswerda; Egon Schönbrodt, Höhnstedt; B. Schrattenholz, Wittstock; Torsten Seegert, Putbus; Joachim Seibt, Dresden; Heinz Seiler, Lichtentanne; Eva Sonntag, Boizenburg; Reiner Spindler, Rostock; Renate Stoll, Premnitz; Ulrich Thoß, Plauen; Georg Urbas, Triebes; Hannelore Vach, Schellerhau; Peter Voigt, Jessen; Rainer Werner, Mendhausen; Klaus Werschnick, Nünchritz; Siegfried Weser, Suhl; Otto Westphal, Alsleben; Petra Wunder, Möllendorf; Familie Wuttke, Berlin; Helmut Zielstorff, Berlin; Manfred Zobel, Kleinmachnow; Simone Zacher, Havelberg.

Ein Tag in Berlin:

Manfred Ackermann, Pirna; Claudia Adam, Groß Germersleben; Eva Endlich, Altentreptow; Fritz Engert, Glauchau; Gudrun Feldmann, Bernau; Werner Lehmann, Gera-Lusan; Christian Menzel, Güstrow; Dietmar Rudolf, Wittenberg; Jürgen Schmidt, Parchim; Petra Wunderlich, Bad Liebenwerda.

Text und Redaktion: Anke Fleischer
Fotos: Volker Hohlfeld, Giso Löwe (ZB)

Historisches im Kleinstformat

Unsere Tochter Annette ist leidenschaftliche Briefmarkensammlerin. Neben Fußballmotiven interessieren sie besonders Kosmonauten- und Weltraummarken („Briefmarken-Galerie", FW 7/84). Ganz kostbar ist der Ersttagsbrief des gemeinsamen Weltraumfluges UdSSR–DDR mit Fliegerkosmonaut Sigmund Jähn. Auch für uns Eltern ist es immer wieder eine wahre Freude, wie man die geschichtliche Entwicklung auf den kleinen Marken verfolgen kann.

Harri Bach, Potsdam

Für Annette: Ersttagsbrief vom 9. März 1984, gestempelt an dem Tag, an dem Juri Gagarin 50 Jahre alt geworden wäre. Er trägt einen Schmuckaufdruck mit dem Porträt des ersten Kosmonauten und eine 15-Kopeken-Marke, die ihm zu Ehren herausgegeben wurde.

Liebe Redaktion!

Mit riesengroßer Freude haben wir an unserer Wandzeitung gelesen, daß wir zu den Preisträgern von der Kinderspielzeugfrage (FW 7/84) gehören und 100 Mark gewonnen haben. Da im April Zirkus Busch nach Meißen kommt, wollen wir gemeinsam hingehen. Der Rest langt dann noch zu einem Eis. Anbei ein Bild von uns mit dem Kalender.

Hortgruppe I der POS Ockrilla

Annette und ihr Hobby

Wir hoffen, daß Ihr inzwischen einen ganz lustigen Zirkusbesuch hattet!

Fehlerquelle erkannt

Ihr Füllrätsel in der Lektion 4 des Russisch-Lehrgangs (FW 7/84) war nicht schwer, ist doch der gefragte Fluß allgemein bekannt. Jedoch als Галов herauskam, geriet ich in Verwirrung. Erst nach dem Ordnen stimmte es: Wolga heißt die Lösung.

Horst M. Hardt, Apolda

Wo man singt...

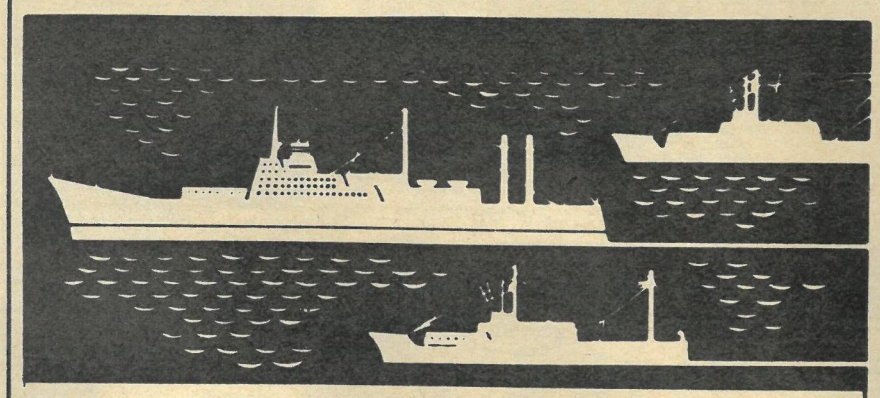
Zu „Musikliterarisches": Durch Zufall gelangte die FREIE WELT 4/84 in meine Hände. Mich interessierte der Beitrag meines Berufskollegen Leonhard Penzold besonders. Ich erinnerte mich gleich an eine Studienreise in die Lettische, Estnische und Litauische SSR. Damals sangen sowjetische Bibliothekare in der Lettischen Nationalbibliothek in Riga für uns unter anderem deutsche Volkslieder. Auf einer Fahrt nach dem sagenumwobenen Sigulda bat uns unsere Dolmetscherin, Volkslieder aus unserer Heimat zu singen. Wir kamen dieser Aufforderung gerne nach, bemerkten aber bald beschämt, daß wir von den meisten Liedern nur die erste Strophe kannten. Es ist erfreulich, daß die Berliner Bibliothekare bewiesen, daß sie sich nicht nur in der Literatur gut auskennen.

Heinz Tröger, Diplom-Bibliothekar, Zwickau

Naturschutzgebiet „Kostomukscha"

Eine Frage zu den Naturschutzgebieten in der Sowjetunion („Landschaft in unserer Hand", FW 7/84): Kann ich etwas über das neue Reservat in Karelien erfahren?

H. Müller, Neubrandenburg



Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung als Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
– Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand.

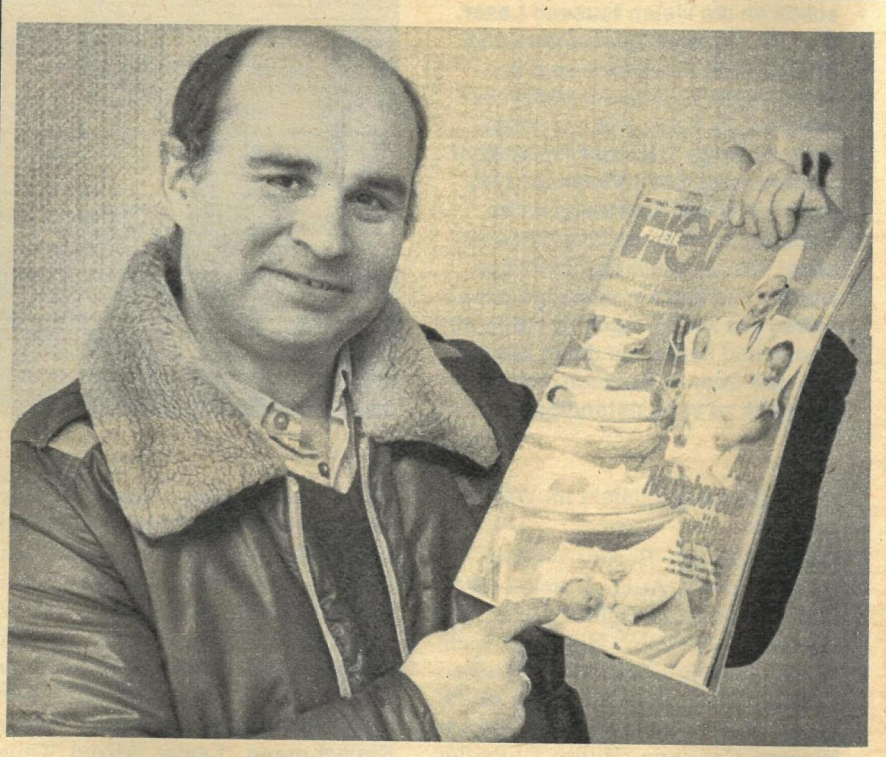
Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5,
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 16/I/84



Bitte ein Belegexemplar ...

Kommt doch neulich Oleg Tesler, Moskauer Karikaturist und langjähriger Humor-Mitarbeiter der FREIEN WELT, in unser Moskauer Büro und bittet mit stolzgeschwellter Brust um ein Belegexemplar der FW 26/1983. Aha, sagen wir, stimmt – auf Seite 36 ist eine Zeichnung von dir. Nein, sagt Oleg, nicht deswegen. Ihr habt da neulich meine Tochter fotografiert! Nicht, daß wir wüßten. Doch, meint Oleg, und weist auf die Titelseite besagten Heftes. Sage keiner, daß es den Zufall nicht gibt: Unser Fotokorrespondent Volkmar Billeb hatte sich Ende 1983 in die Entbindungsklinik Nr. 7 begeben, um die jüngsten Moskauer Bürger frisch gewickelt abzulichten. Unter den abgebildeten Titelbildbabys erkannte Oleg Tesler seine Tochter Polja. Und wieder war unser Moskauer Korrespondent Volkmar Billeb mit der Kamera zur Stelle, im schönsten Bewußtsein, daß es nicht nur Witze sind, die Oleg macht...

Jürgen Geitner

Es entsteht 30 Kilometer nördlich der Stadt Kostomukscha in den Rayons Kalewala und Mujeserski und wird etwa 50 000 Hektar umfassen. Die sowjetische Zeitung „Trud" berichtete kürzlich darüber. Die für Karelien typische Seenlandschaft ist hier von der Wirtschaftstätigkeit nahezu unberührt geblieben. Eine Zierde des Naturschutzgebietes ist der See Kamennoje, in dem seltene Fischarten wie Lachs, Äsche, Maräne und Quappe zu finden sind. In den Wäldern mit ihrer vielfältigen Fauna leben Bären, Elche, Auerhähne, Birkhühner, Ottern und Marder. Heimisch sind auch Wildren, Kanadischer Biber, Vielfraß, Seeadler und Wanderfalke.

Leserfoto

Altes und Neues begegnen sich in Iwanowo, der Textilstadt nordöstlich von Moskau. Die Aufnahme schickte uns Bernd Helbig aus Dessau.

Preisfrage

Heft 10/84

In welcher sowjetischen Unionsrepublik lebt nach der RSFSR die größte Zahl Völkerschaften?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 12/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 23. Mai 1984. Auflösung von Heft 8/84: 13727 Vokabeln. Wir gratulieren Sven Krüger aus Königs Wusterhausen.

Wer schreibt uns?

Alexander Antonow, 18Jahre alt, Interesse für Deutsch, Musik und Sport. UdSSR, 454005 Tscheljabinsk, ul. Zwillinga, d.90, kw.45

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Volkmar Billeb, Gisela Sigrist, Kurt Schwarz, privat, TASS/Nossow

Mit Kuchen und Salat

Im Oktober 1945 kehrte ich in mein Dorf Laubst zurück und gründete mit den wenigen Mädchen und Jungen des Dorfes die Antifa-Jugend. Wir Jugendlichen hatten damals eigentlich immer Hunger. Und alle wollten nun endlich nachholen, was sie an Freuden während des Krieges entbehren mußten. So wurde der Gedanke geboren: Wir werden einen Tanzabend machen. Da sagte einer: Aber mit Kartoffelsalat! An Bockwurst wagten wir natürlich nicht zu denken. Einige Bauern wollten Kartoffeln spenden. Das war alles. Es fehlten uns noch Milch, Zucker und Mehl für einen einfachen Kuchen. Der sollte auch sein. Im Dorf lag eine Einheit der Roten Armee, die das Rittergut verwaltete. Bangen Herzens trug ich dem Kommandanten unsere Bitte um Zucker und Mehl und auch Milch vor. Zweifel quälten mich: Was fordern wir da? In der Sowjetunion wird auch gehungert! Aber der „Sergeant", so nannten wir den Kommandanten, ließ mit sich reden. 35Jahre war er alt, hatte von Leningrad bis zu uns gekämpft. Es war eine lange Unterhaltung. Alles wollte er genau wissen. Dann stand er auf und holte den Magaziner. Wir erhielten 30Kilogramm Weizenmehl, 20Liter Milch und einen Zentner Zuckerrüben. Daraus wurde Saft gekocht und an Stelle von Zucker für den Kuchen verwendet. Damit auch eine richtige Kapelle dabei war, stellte unser Sergeant einen LKW zur Verfügung, der einige uns von früher her bekannte Musiker ins Dorf holte. Am 2.Dezember 1945 gingen wir im Dorf Laubst zum ersten Mal nach dem Kriege wieder zum Tanz... Gemeinsam mit unseren sowjetischen Freunden.

G. Rumposch, Saßnitz

Nur nasse Füße

1945 war ich 11Jahre alt. Wir lebten in Gotha. Ins Haus gegenüber wurden zwei sowjetische Offiziersfamilien einquartiert. Bald wurde ich mit Nina bekannt, dem kleinen Töchterchen des einen sowjetischen Ehepaares. Ich spielte mit ihr oder fuhr sie im Sportwagen aus. Meine Mutti nähte für Nina die ersten Kleidchen, ich häkelte Schuhchen. Antonia, ihre Mama, sorgte dafür, daß wir während der langen Stromsperren nicht ohne Kerzen waren, gab mir oft ein halbes Brot, einen Käse oder etwas Zucker. An einem Winternachmittag erlaubte mir meine Mutti, auf dem großen Parkteich Schlittschuh zu laufen. Um den Weg abzukürzen, ging ich trotz ihres Verbots über den Leina-Kanal und brach bis zum Hals ein, konnte mich aber herausziehen. Die Oberbekleidung gefror sofort. Ich achtete nicht darauf. Langsam trottete ich nach Hause und überlegte, wie ich der Strafe entgehen könne. Die Stromsperre kam mir zu Hilfe. Im dunklen Treppenhaus fragte ich nur kurz, ob ich noch zu Antonia gehen dürfe. Als es mir meine Mutter erlaubte, verschwand ich schnell. Antonia aber sah die Bescherung. Schnell zog sie mich ins Bad, reichte mir ihren Bademantel und hieß mich die nassen Sachen ausziehen. Im Wohnzimmer, an der warmen Heizung sitzend, löffelte ich dann einen Teller heißer Sauerkrautsuppe und mußte einen großen Wodka trinken. Nach wenigen Stunden war meine Kleidung trocken. Die Schuhe allerdings brauchten ein paar Tage, und meine Mutti fand keine Erklärung dafür, wie man beim Schlittschuhlaufen so nasse Füße bekommen könne. Als ich Jahre später meinem Vater dieses Erlebnis erzählte, sah er mich sehr ernst an: „Ist dir bewußt, daß sie dir das Leben gerettet haben?"

Karin Peth, Bernau

Das waren zwei weitere Beispiele aus Einsendungen zu unserer Leseraktion „Nachgedacht und mitgemacht". Lesen Sie auf den Seiten 40/41 die Gewinner!

Subbotnik

Allerorten Frühjahrsputz. Als sich im Berliner Stadtteil Adlershof Einwohner, FDJler und Pioniere am 14.April zusammentaten, um der Volkswohlstraße zu einem ansehnlicheren Aussehen zu verhelfen, waren auch Komsomolzen mit von der Partie. Sie kamen von der Pateneinheit des Kreisvorstandes der Gesellschaft für DSF Berlin-Treptow. Gemeinsam rückte man verwilderten Vorgärten zu Leibe.

Thomas Wallburg, Berlin

Spielzeug

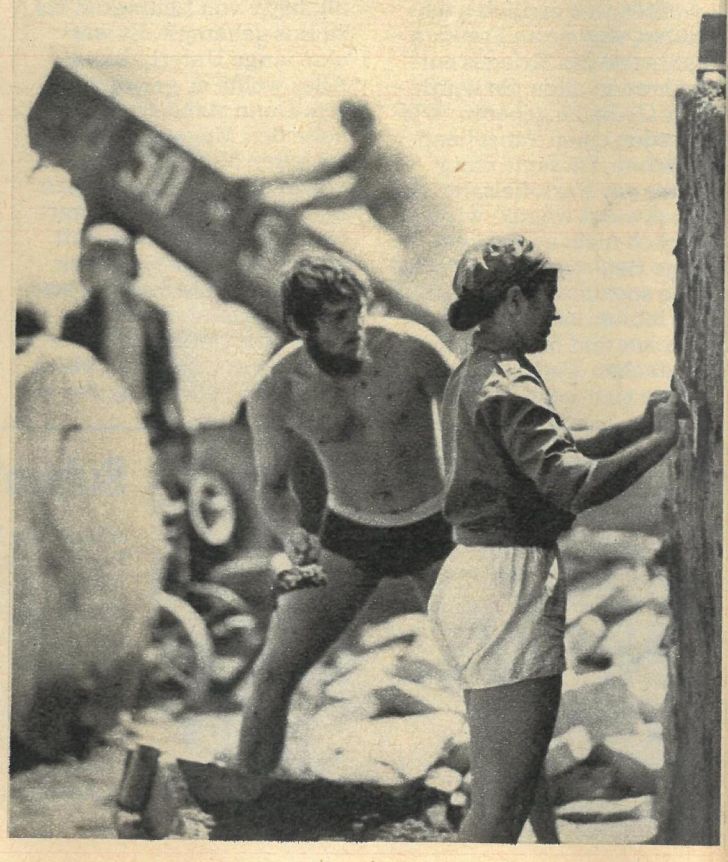
So war es richtig in Folge7 „Russisches Kinderspielzeug" (FW 8/84): Der Hauptmann von Köpenick – links sein Abbild an der Hauswand einer Gaststätte in Berlin-Köpenick. Es gewannen: 150M Emmi Frase, Torgelow; 100M Wilhelm Schlak, Magdeburg; 50M A. Wilhelm, Rankwitz. Herzlichen Glückwunsch!

**Neulandpioniere:
Zunächst auch das Badewasser mitgebracht**

Worte gibt es, die sind wie Symbole, inhaltsschwer wie eine Chronik. Solche Begriffe sind auch aus der Sowjetunion zu uns gekommen — zum Beispiel Sputnik und BAM und Subbotnik. Oder Neuland. Letzteres heißt auf russisch „zelina", zu deutsch wörtlich: ungepflügtes Land. „Zelina — Neuland" steht heute für Dutzende Millionen Hektar Ackerland, die der Mensch den Steppen und Halbwüsten abrang. Vor dreißig Jahren, im Frühjahr 1954, begann in Westsibirien und Kasachstan der Kampf um neue Felder. Unser Foto: Der erste Tag des Sowchos „Kiewski" im Gebiet Zelinograd.

FW-Reporter Klaus Hurrelmann schildert Einblicke und Eindrücke von seinen Aufenthalten rings um die Neulandmetropole Zelinograd. Dieser Beitrag entstand in Zusammenarbeit mit der Zeitung für die sowjetdeutsche Bevölkerung Kasachstans „Freundschaft".

**Heimisch werden:
Hilfe beim Bau des Eigenheims**



NEUES LAND – dreißig Jahre unterm Pflug

Liebgewonnen:
Inzwischen wächst die dritte Neulandgeneration heran.

Einzug der Musikanten:
Die Kultur kam aufs Land.

Neues Land

An jenem 18. März 1954 herrschen 25 Grad Frost. Vierzig Zentimeter hoch liegt Schnee auf der Steppe. Eisiger Wind bläst den jungen Leuten ins Gesicht, die einer nach dem anderen aus den Fahrerkabinen ihrer Lastkraftwagen und Traktoren springen. Die Kolonne machte dort halt, wo sich heute das Zentrum des Nordkasachstaner Sowchos „Shdanowski" befindet.

Drei Tage vor Frühlingsanfang. Zunächst schieben Traktoren mit großen Räumschildern den Schnee beseite, machen Platz für Zelte. Noch gibt es keine einzige Häuserwand, in die man den Nagel zum Aufhängen eines Kalenders schlagen könnte. Und es sind doch so geschichtsträchtige Tage in diesem Frühjahr 1954.

Im Handumdrehen wachsen die Zelte, blähen sich im Winterwind. Schnell werden primitive, aber leistungsstarke Feuerstätten gemauert. Auch die „Urbanja" des Dorfes, das unentbehrliche Badehaus, entsteht. Bis zur Grundsteinlegung für das erste Wohnhaus, die ersten Wirtschafts- und Stallgebäude aber vergeht noch viel Zeit.

Ein Mann der ersten Stunde

„Shdanowski" heißt der Sowchos, denn die meisten seiner Gründer stammen aus dem ukrainischen Shdanow am Asowschen Meer. Heute noch leben in der Siedlung fast fünfzig Familien, die ihren Ursprung von den Neulandpionieren herleiten. Auch aus Jaroslawl, Sotschi und Moskau kamen wagemutige Komsomolzen. Straßennamen erinnern daran.

Einer von denen, die den Anfang machten, ist Wladimir Markowitsch Nikolenko. Heute ist der Komsomolze von 1954 Sowchosdirektor. Er erzählte mir: „Am 1. Mai 1954 riß ein Pflug die erste Furche in den Steppenboden. Das Federgras wogte im Winde wie ein riesiges Meer. In jenem Jahr nahmen wir 24 000 Hektar unter den Pflug. Heute beträgt unsere landwirtschaftliche Nutzfläche 36 000 Hektar."

Kein See ist in die Nähe dieser Ländereien, kein Fluß. Wenn der Schnee im Frühjahr schmilzt, verrinnt das kostbare Naß schnell. Es muß gefangen werden. Eine tüchtige Sprengladung hob ein künstliches Wasserbecken aus, liebevoll „Kotlowan", Kesselchen, genannt. Mit dem fortgesprengten Erdreich flogen auch Mammutknochen durch die Luft. „Da rückten uns die Archäologen auf den Pelz. Auf die hatten wir gerade gewartet", lacht Wladimir Markowitsch. Aber im lehmgründigen Kotlowan sammelte sich Wasser. Wasser zum Bauen, zum Bewässern, zum Tränken des Viehs schließlich. Trinkwasser brachten lange Zeit Tankwagen aus dem vierzig Kilometer entfernten Nachbar-Kolchos. Das Wasserproblem quälte. „Wir bohrten 800 Meter tief, und aus dem Rohr sprudelte... Salzwasser." Heute stillt der Sowchos seinen Durst durch eine Leitung im aufgestauten Steppenfluß Ischim, einem Zubringer des sibirischen Recken Irtysch.

„Am Anfang haben wir vieles falsch gemacht. Manche Erfahrung war recht bitter... Wir pflügten das jungfräuliche Land so, wie wir es von daheim gewohnt waren, brachen die Erde um. Es war tragisch, was nun geschah. Der Wind schleppte die aufgelockerte Humusschicht weg. Uns schwammen nicht die Felle, uns flogen die Felder davon. Was übrigblieb, trocknete im Handumdrehen klaftertief aus. Aber wir sahen nicht lange ohnmächtig dem Treiben der räuberischen Steppenstürme zu."

Die Neulandbauern haben gelernt, den Boden so zu bearbeiten, daß der Wind inzwischen kaum noch Angriffspunkte findet.

Ein unvergeßliches Erlebnis, nun, drei Jahrzehnte später, mit Wladimir Markowitsch über die Felder zu wandern. Schwere, weitausgreifende Schritte tragen den Mann über den Acker. Ein Getreidefeld in der Erntezeit. Korn liegt in Schwaden. Wenn er sich bückt, eine

Wladimir Nikolenko, der Komsomolze des Jahres 1954, als Sowchosdirektor in einem heutigen Rapsfeld.

Garbe goldener Halme zusammenrauft, strahlt der Mann übers ganze Gesicht: „Da steckt was drin, sieh nur die großen Ähren!“ Und er wiegt das Getreide auf den Armen wie einen Schatz…

Ein „Zugereister“ aus der DDR

Ein Schlag weiter Begegnung mit einem „Zugereisten“. Der Direktor zwingt ihn, sich tief vor mir zu verneigen. Da knickt er in der Mitte ein, zersplittert. Wladimir Markowitsch aber lacht, bricht ein mundgerechtes Stück von dem saftigen Stengel. Reicht es mir. „Da, beiß mal rein. Na, ist der süß? Das muß doch auch einem Rindvieh munden!“

Raps in voller Blüte. Das Saatgut kam aus der DDR. Die hochstengeligen Pflanzen gedeihen zur vollsten Zufriedenheit aller, die was von Viehfutter verstehen. „Ich denke“, sagt Genosse Nikolenko, „daß wir damit die Futterpflanze für unsere Klimazone gefunden haben.“ Ein Hüne von Gestalt, freut er sich diebisch, wie er fast vollständig inmitten der blühenden Pracht verschwindet. Nur sein Zufriedenheit strahlendes Gesicht schmunzelt darüber hinweg.

Ja, mannshoch wächst unser Raps auf dem ausgeruhten Boden des Neulands. Die Felder müssen nur gründlich bewässert werden. Eine gute Zukunft ist dem aus der DDR gelieferten Raps gewiß. Wegen seines hohen Nährwertes, wegen seiner reichlichen Erträge. Auch, weil er sich als frostbeständig erwiesen hat und nach der Aussaat im ersten Herbst den rauhen Winter Kasachstans gut überstand.

Zwei Jahre später, bei einem zweiten Aufenthalt auf dem Neuland, forschte ich nach dem Fortgang des Experiments. Die Jahre waren gut genutzt: vor allem für die zielstrebige Vermehrung des wertvollen Saatguts. Hauptagronom David Heinrichowitsch Stieben vom Sowchos „Jergolski“: „Wir haben 30 Hektar mit Raps bestellt, das ist dringend nötig für unsere Futterbilanz.

Neuland unterm Strich

Daten, Fakten, Ergebnisse

Mindestens 13 Millionen Hektar brachliegendes Land in den südlichen und südöstlichen Landesteilen der Sowjetunion urbar zu machen, beschließt das Plenum des Zentralkomitees der KPdSU am 2. März 1954. Im Herbst soll das erste Getreide geerntet werden.

Die Getreideanbaufläche auf dem Territorium der heutigen Kasachischen SSR betrug 1913 ganze 4,2 Millionen Hektar; 1940 maß sie 6,8 Millionen. 1956, im zweiten Frühjahr der Neulandaktion, sind 27,9 Millionen Hektar unterm Pflug.

Bei den Komsomolkomitees der gesamten UdSSR gehen 523150 Gesuche sowjetischer Jugendlicher ein, aufs Neuland entsandt zu werden. Am 22. Februar 1954 fährt vom Moskauer Kasaner Bahnhof der erste Sonderzug mit Freiwilligen zum Neuland ab.

70000 Jugendliche aus allen Teilen der Sowjetunion trafen bis März 1954 in Westsibirien und Kasachstan ein.

Über 100 demobilisierte Panzersoldaten der legendären Kantemirow-Division bewerben sich im November 1954 um einen Arbeitsplatz als Traktorist in einer neuentstandenen Neuland-Sowchose.

316 neue Staatsgüter werden bis Dezember 1954 beim Ministerium für Staatsgüter der Kasachischen SSR registriert.

Mit dem Leninorden wird am 5. November 1956 der Leninsche Kommunistische Jugendverband der Sowjetunion „für die selbstlose Arbeit der Komsomolzen, der sowjetischen Burschen und Mädchen bei der erfolgreichen Erschließung des Neulandes“ ausgezeichnet.

Erstmals eine Milliarde Pud Getreide wird 1956 in Kasachstan geerntet: (Traditionell wird in der UdSSR das Getreide in Pud gemessen; 1 Pud entspricht etwa 16,3 Kilo. Im Durchschnitt kommen gegenwärtig umgerechnet jährlich etwa 27,5 Millionen Tonnen Getreide aus Kasachstan.)

Auf der Landkarte Kasachstans müssen etwa 100 neue Städte und mehr als 1200 neue Dorfsiedlungen eingezeichnet werden. Die Bevölkerung der Neulandmetropole Zelinograd (in der Zarenzeit der finstere Verbannungsort Akmolinsk, das heißt „weißes Grabmal“, mit kaum 6000 Einwohnern) wuchs von 80000 im Jahre 1954 auf gegenwärtig eine Viertelmillion.

Die bodenschützende Ackerbautechnologie (umbruchloses Pflügen), entwickelt im Unionsforschungsinstitut für Ackerbau in Schortandy, Gebiet Zelinograd, wird inzwischen auf 50 Millionen Hektar Ackerland der UdSSR angewendet.

Fast ein Drittel der sowjetischen Getreideernte wird 1975 von den Neulandfeldern des Jahres 1954 eingebracht.

Der XXVI. Parteitag der KPdSU schätzt 1981 ein: „Zur Gewohnheit wird die Milliarde Pud Getreide aus Kasachstan, die zusammen mit dem Getreide aus der Russischen Föderation und der Ukraine die Grundlage des Lebensmittelfonds des Landes bildet.“

Das Resümee der Neulandaktion zieht nach 30 Jahren eine wissenschaftlich-technische Konferenz der Kasachischen SSR in Zelinograd. In kürzester Frist wurden 42 Millionen Hektar brachliegenden Steppenlandes urbar gemacht, 25 Millionen Hektar allein in Kasachstan.

Am Zelinograder Denkmal für die Pioniere des Neulandes legen die Jungvermählten ihren Hochzeitsstrauß nieder.

Neues Land

Augenscheinlich können wir einen vollen Erfolg verbuchen. Wir nahmen das Feld unter besondere Obhut, bewässerten die Kultur dreimal."
Ein Wetter-Zwischenbericht: Damals waren im Nordkasachstaner Rayon Makinsk bis zum September ganze 67 mm Niederschlag gefallen. Das lebensnotwendige Naß für den Raps spendete ein Kotlowan mit Schmelzwasser vom Winterschnee...
Plötzlich stoppt der „Wolga" des Agronomen auf unserer Fahrt zur Rapsbesichtigung. „Dort steht er, wie ein Wald!" Auch hier sind die Pflanzen zu Menschengröße aufgeschossen.

Sprachstreit im Sowchos-Kontor

Im Sowchos frage ich später, welche Bezeichnung denn die Rapssorte trage. „Futtersommer!" lautet die Antwort. Ich wage zaghaft den Einwand, daß dies wohl ein verdrehtes deutsches Wort sei. „Sommerfutter" schiene mir richtig. Kamidolla Gasisowitsch Orasbajew, kasachischer Deutschlehrer, unterstützt mich. Aber die Sowchosleute schütteln energisch den Kopf. Die Sorte heißt „Futtrrrrsommrrr" schnarren sie. Und dabei bleibt es! Da wurde also irgendwo von irgendwem irgendwann einmal in einem Saatgutkontor das Wort verkehrt auf ein Begleitpapier geschrieben. Und nun hat die Pflanze ihren Namen weg. Mir scheint, er ist so populär, daß es niemals gelingen wird, ihn auszumerzen. Sei's drum. Hauptsache, der Raps gedeiht.
Und Kamidolla? Ich staune, wie schnell und geläufig ihm die landesübliche Anrede für mich über die Lippen geht – „Klaus Dietrichowitsch". Will ich ihn mit Vor- und Vatersnamen anreden, muß ich immer erst verstohlen in mein Notizbuch schielen. Für ihn aber ist tägliches Miteinander auch mit Deutschen Alltag. In Kasachstan lebt nach der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik die größte Zahl Völkerschaften. Kasachen, Russen, Deutsche, Ukrainer, Koreaner, Uiguren, Usbeken, Tataren, Kirgisen, Dunganen... an die hundert Nationalitäten.

Ein riesiger abgewetzter Teppich

In dieser Landschaft kommst du zwangsläufig ins Philosophieren. Dreh dich einmal um dich selbst – in jeder Richtung Weite, die du nie erahnt hast. Dein Blick verfließt mit der Unendlichkeit... Fern, wie bei uns wohl niemals zu beobachten, geht die Sonne auf. Aus der Dunkelheit holt ihr Licht die milden Pastellfarben dieser eigentümlichen Gegend hervor. Tischflach ist die Steppe Kasachstans. Ein Straßenbauer würde neidisch – so glatt kriegt er den Beton nie hin.
Die Steppe sieht aus wie ein riesiger Teppich. Ein Teppich, dessen Flausch abgewetzt, niedergetreten ist. Grün und gelb in wohl tausend fahlen Abstufungen, nirgendwo ein satter Farbton. Braunes Gras raschelt im Wind. Silbergrau steht vertrocknetes Schilf. Dunkle Brandstellen stören hier und da diese Palette zarter Farben. Rabenschwarze Krähen stelzen im Frühlicht zwischen blassen Blumen, Kräutern, glitzernden Salzflecken. Ja, auch Salzglatzen hat die Erde. Ätzendes Mineral tilgte dort jeglichen Pflanzenwuchs.
Stunden später, im Suworowski-Sowchos. Diese Wirtschaft besteht seit den fünfziger Jahren, ein Neuland-Sowchos. Hier erlebe ich etwas, das mir mit aller Schärfe die Problematik der Landwirtschaft unter diesen Breiten vor Augen führt...
Noch jetzt glaube ich, den feinen Sand in Augen, Mund, Nase und Ohren zu spüren. Unauswischlich, fürwahr! Ein von Minute zu Minute stärker werdender Wind hat sich erhoben, wird zum Sturm. Er reißt den Sand von den dürstenden Feldern – seit Monaten kein Tropfen Regen... Wütend wirbelt der Wind Sandhosen vor sich her, macht die Luft undurchsichtig wie dichter Nebel. Die Chauffeure lassen ihre Wagen mit 15, gar nur 10 Stundenkilometern über die Dorfstraße krauchen. Uns, die wir im Freien stehen, nimmt es buchstäblich den Atem. Ich ahne sehr konkret die Schrecken, die Hilflosigkeit eines Verirrten beim Sandsturm in der Wüste. Ein eigentümlich sandgefiltertes Licht liegt über der tobenden Welt. Irgendwo hoch oben aber muß strahlender Sonnenschein sein...
Solch ein Segelwind – denke ich, als Berliner großgeworden zwischen Flüssen und Seen – solch ein Segelwind, wer wollte ihn meistern?

Vom Risiko des Ackerbaus

Neuland – tagtäglich Bewährungssituationen für die Menschen, die dort siedeln, pflügen, säen. Und ernten wollen. Neuland in Kasachstan – da begreift der Weithingereiste, was das heißt: Zwei Drittel ihres Marktgetreides erhält die Sowjetunion aus der Zone des sogenannten Risikoackerbaus. Die Verhältnisse sind nun einmal so, die klimatischen Verhältnisse. Doch der russische Volksmund sagt: Wetter bleibt Wetter, Arbeit bleibt Arbeit.
Was ist das für ein Wetter, das den Neulandbauern so viel Mühe macht? Beginnen wir mit dem Steppenwind. Das Jahr hat dort, statistisch gesehen, 250 Windtage. Tage, an denen eiskalter oder glühheißer Wind über das Land pfeift, den Boden ausdörrt, die Bodenkrume wegzutreiben droht. Winderosion – einer der gefährlichsten, hartnäckigsten, zähesten Gegner der Landwirtschaft. Ein heimtückischer Feind, der zunächst den Erfolg des kühnen Unternehmens Neulandaktion in Frage stellte.
An den Schutzwaldstreifen begriff ich, wie das Klima mit dem, was auf dem Neuland wachsen soll, umgeht. Akazien zumeist sind es, die der Mensch als Wehr gegen seinen nicht zu greifenden Widersacher pflanzte... Arg zerzaust sind sie, ducken sich eher, als daß sie Schutz gewähren. Und doch – dahinter erstrecken sich weite Felder, auf denen alljährlich Getreide heranreift.
Oder die Niederschläge. Gehen wir vom Bekannten aus. In Berlin bespielsweise betrug die 1981er Jahressumme 692 Millimeter. Ganz anders in Kasachstan. Jahre mit Werten unter 200 Millimeter sind keine Seltenheit, es gibt Gegenden, bei denen die Jahresmenge knapp 100 Millimeter erreicht. Und dort fällt der Regen gerade dann, wenn der Landmann absolut nichts mit ihm anfangen kann. Wenn jeder Schauer die Arbeit erschwert, ja, sogar empfindliche Verluste verursacht.
Bleiben die Temperaturen. Kasachstan liegt fernab von den mildernden Einflüssen der Weltmeere. Schroffe Temperaturwechsel im Verlauf der Jahreszeiten sind typisch. Im Sommer klettert das Quecksilber 35 bis 40 Wärmestufen hoch. Im Winter kraucht es in grimmiger Kälte so in sich zusammen, daß 45 Striche unter Null frei bleiben! Bis Mitte Mai bedrohen Fröste die jungen Saaten. Die Bestellung kann erst Ende Mai beginnen. Schon Mitte September aber beißt der Frost wieder zu. Dann muß das gewachsene Korn unter Dach und Fach sein. Eine kurze Vegetationsperiode, die viel konzentrierte Arbeit, genaues Beachten der agrotechnischen Termine fordert!
In dieser Landschaft kommst du zwangsläufig ins Philosophieren! Dreh dich einmal um dich selbst – in jeder Richtung tischflache Ebene. Soweit das Auge blickt – wogendes, reifes Getreide. Wie eine Herde Elefanten wälzt sich eine Staffel Mähdrescher auf mich zu. Hoch erhoben, wie witternde Rüssel, ragen die Förderrohre ihrer Entlader. Bald speien sie das eingebunkerte Korn auf die Lastkraftwagen.

Friedliche Zwingburgen

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er viel erzählen. Beweiskräftiger allerdings sind Fotos. In Nordkasachstan wollte ich den Zustand der Zelina aufnehmen, wie sie war, bevor die Neulandpioniere kamen. Irgendwo mußte sich noch ein Stück Steppe finden...

Wohin ich den Sucher der Kamera auch richtete, immer „störte" etwas das Bild – Spuren der Arbeit des Menschen. Eine Telegrafen- oder elektrische Fernleitung, die Umrisse eines der riesigen Speicher, die dort wie friedliche Zwingburgen das Land beherrschen, eine Eisenbahnstrecke mit einem für meine Begriffe superlangen Zug, die Häuser eines Dorfes. Meist aber waren es Erntebrigaden. Überall zogen Mähdrescherkomplexe ihre Bahn. Schließlich gelang mir das Foto. Eine große Fläche ursprünglicher Grassteppe. Ich senkte den Apparat ein wenig, um nicht auch die Anlage für Viehfutter-Pellets auf den Film zu bannen, und war zufrieden. Der Ehrlichkeit halber aber sei mitgeteilt, daß es sich bei dem „Relikt", dem Überbleibsel der Vergangenheit, um den Sowchos-Flugplatz handelte. Zweimal täglich landet dort eine AN-2 aus dem Gebietszentrum Petropawlowsk...
Doch nachts, als die Mondsichel über den Himmel zog, da schien mir alles wie in uralter Zeit. Schwarz war das Land, ohne Gestalt. Ein tiefdunkles Nichts unter den Sternen. Vogelschreie, Tierrufe aus der Ferne. Plötzlich zerstob die Finsternis! Leuchtende Finger tasteten über den Boden, um das Korn zu finden. Mähdrescher hatten gewendet, fuhren mir nun entgegen. In der Erntezeit sind auch dort die Nachtstunden Arbeitstage für den Bauern.
Natürlich gibt es noch unendlich weite Steppen in Kasachstan. Auch Wüstenland. Man denke nur an den Platz, den der Raketenstartplatz Baikonur beansprucht...
Im Norden Kasachstans aber veränderte sich Asien innerhalb eines halben Menschenalters so gründlich wie vordem nicht in Jahrtausenden.

Der Enkel des Nomaden

Denn Neuland, das sind nicht nur Äcker, Weiden, stattliche Dörfer. In dieser Region entstand ein leistungsstarker Agrar-Industriekomplex. Ich will deshalb von Argen Shunussow erzählen. Ich lernte ihn im Siemens-Martin-Werk Nr. 1 von Temirtau kennen. Temirtau, das heißt Eisenberg. Eine neue Stadt. Noch reckt und streckt sich das dortige Metallurgische Kombinat ungestüm. Doch schon ist die Fahrt entlang seiner Anlagen für Erzaufbereitung, Hochöfen, Stahlgießereien und Walzstraßen zehn Kilometer lang. Argen Shunussow ist Kasache, gestählt wie ein Schwerathlet. Stahlschmelzerbrigadier.
Abstich. Als der gekochte Stahl in den Kokillen abkühlte, schwärmte Shunussow über seinen Beruf: „Seit dreiunddreißig Jahren bin ich Schmelzer. Weil ich gesund bin, mich stark fühle wie ein Junger, möchte ich noch lange nicht ausruhen. Ans Rentnerdasein denke ich überhaupt noch nicht, obwohl ich das Alter habe." Was ihm an seiner Arbeit so gefällt? „Es ist herrlich, Metall zu schmelzen. Kühnheit verlangt das neben einer gehörigen Portion Wissen, die man nicht in einem Jahr erwirbt. Metall ist, wenn man es nicht zu packen versteht, kreuzgefährlich. Flüssiger Stahl wütet wie ein wildes Tier, aber der Mensch hat es gezähmt. Wer Stahl kocht, weiß, daß seine Arbeit überall gebraucht wird."
Der Großvater Shunussows zog zu Anfang unseres Jahrhunderts mit einem „Mittlere Horde" genannten Stammesverband nomadisierender Hirten über die Steppen. Ein Analphabet, in mittelalterlicher Rückständigkeit lebend. Nichts ahnte er von den Schätzen, die im Boden unter seinen Füßen schlummerten. Sein Enkel Argen ist ein weit über die Grenzen seiner Republik hinaus bekannter hochqualifizierter Facharbeiter, Verdienter Metallurg der Kasachischen SSR, Träger des Leninordens, Mitglied der Kommunistischen Partei.

Pflüge, die keine Furche ziehen

Eine der wichtigsten Voraussetzungen für stabile landwirtschaftliche Erträge auf dem Neuland war eine neuartige Bodenbearbeitungsmethode, das bodenschonende Ackerbausystem. Erdacht wurde es im Unionsforschungsinstitut für Getreidebau in Schortandy, einem kleinen Steppenstädtchen. Leiter des Kollektivs von Agrarwissenschaftlern und Praktikern ist Akademiemitglied Leninpreisträger Prof. Alexander Iwanowitsch Barajew.
Dort wurden Pflüge entwickelt, die keine Furche ziehen, die den Boden lokkern, aber nicht umbrechen. Und Tricks ausgetüftelt, um im Frühjahr das Schmelzwasser des Schnees festzuhal-

Neuland:
Landschaft voll Produktivität,
Poesie, Problemen.

ten. Als entscheidende Quelle dafür, daß es auf den dürstenden Feldern dennoch keimt und wächst.

Das Neuland braucht recht ungewöhnliche Geräte und Maschinen. Im Werk Zelinogradselmasch (Landmaschinenfabrik Zelinograd) werden sie in enger Zusammenarbeit mit den Wissenschaftlern von Schortandy gebaut. Ein Merkmal dieser Technologie ist, daß jede Maschine möglichst viele Arbeitsgänge gleichzeitig erledigt, um den Boden und seine Struktur zu schonen. Ein einziges Mal schleppt ein Riesentraktor K-700 eine „SSS-2-1" über den Acker, schon ist das Erdreich gelockert, die Saat ausgebracht, der Boden gedüngt und festgewalzt.

In der Pressenabteilung des Betriebes rumpelt es, als ob Riesen kegeln. Das aber ist überall so, wo gewaltige mechanische Kräfte Metall verformen. Eine Besonderheit aber scheint mir die Brigade von Bachidshan Nurgmanow. 42 Kollegen, dreizehn Nationalitäten. Ein Komsomolzenkollektiv, in dem sich Viktor Terpilowski, schon im Rentenalter, dennoch wohlfühlt. Der Stanzer steuert zum Elan der Jugend die Ausgewogenheit des Alters bei. Alle sind der Meinung, daß ihre Truppe ein gutes Stück vorangekommen ist, seit sie nach der Brigadevertragsmethode arbeitet. Dessen Kerngedanke ist die genau aufgeschlüsselte Planaufgabe, die Entlohnung nach dem Endprodukt. „Die Verantwortung jedes einzelnen vor dem anderen, vor dem ganzen Werk steigt, gleichzeitig auch unser Einblick in die Zusammenhänge. Die Arbeitsaufgabe wurde konkreter. Das, was von jedem Arbeiter gefordert wird, ist deutlicher geworden", zieht der Brigadier ein Resümee. „Für jeden von uns erwachsen auch Probleme. Die Besten fürchteten um ihr Geld. Werde ich zum Sklaven des Faulen? Wie wird das Leistungsprinzip gewährleistet? Bekomme ich für meine Arbeit weiterhin das, was mir zusteht? Kurzum, neben den Muskeln war in letzter Zeit auch der Mund sehr gefordert. Ohne Meinungsstreit hätten wir den Schritt vorwärts nicht geschafft."

Eigentlich nichts Besonderes, was dieser Brigadier von sich gab. Aber dort, wo heute die Werkhalle steht, in der ich mit dem jungen Kasachen sprach, war vor zwanzig Jahren noch öde Steppe... Nurgmanows Brigade also sorgt mit dafür, daß die Zahl der Maschinen für die erosionschützende Bodenbearbeitung in den Sowchosen und Kolchosen des Neulands sich planmäßig erhöht.

Und der Zelinograder Mineraldüngerstreuer 1-RMG-4 erhielt Leipziger Messegold. Diese Ehrung war keine Freundesgeste, sondern unterstrich die gute Qualität, die sich bereits in fünfzehn Staaten, unter anderem Frankreich, Großbritannien, Kuba, Finnland und in allen europäischen RGW-Ländern handfest in der Praxis erwiesen hat.

Ausblick

Weil wir vorhin über Salzböden sprachen: bis 1990 werden in Kasachstan vier Millionen Hektar und in weiterer Zukunft 16 Millionen Hektar Salzland wirtschaftlich nutzbar gemacht. Im dreißigsten Jahr des Neulandes haben sich wiederum 50 000 sowjetische Jugendliche aufgemacht, um mehr neues Land unter den Pflug zu nehmen.

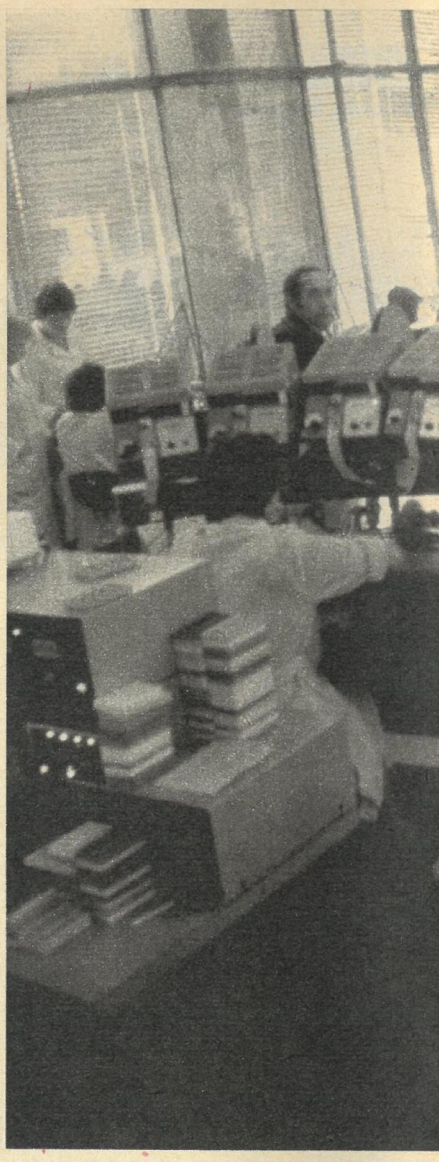
☆

Auf dem gepflügten Acker, dessen Stoppeln stehen bleiben werden bis ins nächste Frühjahr, um den Schnee einzufangen, sammeln sich Tausende Krähen. Laut krächzend streichen sie plötzlich ab, lassen sich ein paar hundert Meter weiter nieder. Irgend etwas hat sie aufgescheucht. Die niedrig über sie hinwegbrummende AN-2 hingegen beunruhigt sie nicht, daran sind sie gewöhnt. Ein heller Herbsttag, aber die Landschaft ist fahl, träge. Ein Dichter schriebe vielleicht: „Die Landschaft liegt so für sich dahin." Ein einsamer Reiter quert sie ohne Weg von rechts nach links. Wie nur mag er wissen, ob die Richtung stimmt, in die er sein Pferd treibt? Woher kam er, wohin will er? Nie werde ich Anfang, nie Ziel seines Rittes ergründen...

Ein Bild völliger Ruhe, völliger Ausgeglichenheit. Ein Bild der Zeitlosigkeit. Nein, ich muß ein Fragezeichen hinter diesen Satz setzen. Ausrufungszeichen! Ein abgeerntetes Getreidefeld. Doch wir kennen die Geschichte des Ackerlandes, auf dem hier Korn reifte.

Fotos: Bernd Sefzik (4), APN, D. Karatschun, Volker Hohlfeld, Klaus Hurrelmann

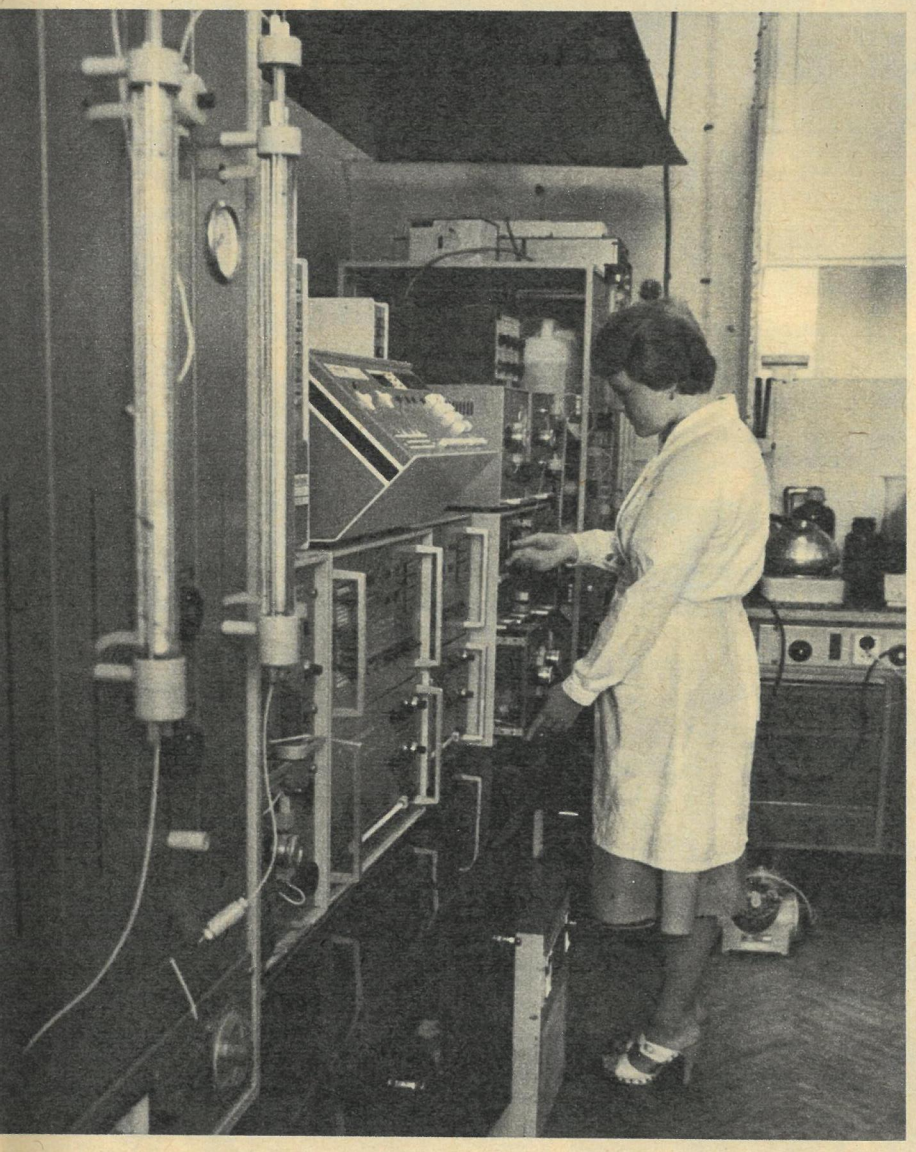
Möwen aus Uglitsch



SLAWA, EXAKT, SEKONDA, WOSTOK – nur einige der Namen sowjetischer Uhren, die in mehr als hundert Ländern der Welt gekauft und geschätzt werden. APN-Reporter W. Saweljew stellt heute ein weiteres Gütesiegel sowjetischer Uhrmacherkunst vor: TSCHAIKA – die Möwe.

Der Geburtsort der tickenden „Möwen“ heißt Uglitsch, ein Rayonzentrum, 300 Kilometer nördlich von Moskau an der Wolga gelegen, eine von 16 Städten, in denen heute die Uhrenindustrie der UdSSR ihre Heimstatt hat.

Bereits vor 580 Jahren wurden im alten Rußland die ersten Uhren hergestellt; was sind dagegen schon die 30 Jährchen, seitdem die Uglitscher ihren „Tschaikas“ das Sekundenmaß beibringen. Allerdings hat man sich seit alters her in den Mauern des ehrwürdigen Städtchens der Feinmechanik verschrieben. Und so konnte man auch am Chronometer nicht vorbei, wollte man mit der Zeit gehen. Inzwischen haben sich die Tschaika-Produzenten am Wolgastrand ein modernes Werk gebaut, ein Forschungsinstitut geschaffen und wetteifern mit ihren Erzeugnissen um die Gunst der Stunde bei Kunden in mehr als 30 Ländern. 1984 werden es zwei Millionen Tschaika-Uhren sein. Dabei verfolgen die Uglitscher drei Prinzipien. Erstens: Was muß eine gute Uhr? Genau sein! Nun stellen sich die Uglitscher zwar nicht das Ziel, der Atomuhr im Moskauer Zeitzentrum, dem Forschungsinstitut für Physikalisch-technische und funktechnische Messungen, Konkurrenz zu machen, deren Gangdifferenz in 500 000 Jahren nicht mehr als eine Sekunde von der genauen Zeit abweicht, aber auch ihre Uh-



Oben: Eine der modernen Montagehallen des Tschaika-Uhrenwerkes.

Unten links: Geschickte Frauenhände sind für die Montage eines sensiblen Uhrwerkes Gold wert.

Unten rechts: Qualitätsprüfung der Uhrwerke – moderne Meßgeräte orten den kleinsten Fehler einer Serie.

ren für den Massengebrauch sollen nicht mehr als höchstens eine Sekunde pro Tag gewinnen oder verlieren. Deshalb ist die Technologie der Serienproduktion so eingerichtet, daß bis zu 40 Prozent der Zeit für die Qualitätsprüfung der Einzelteile, der Exaktheit der Montage und der fertigen Erzeugnisse vorgesehen ist. Selbstverständlich geschieht dies heute nicht mehr unter der Lupe, sondern mit Hilfe eines einzigartigen Komplexes elektronisch arbeitender Meßgeräte, die von hochqualifizierten Prüfingenieuren befehligt werden.

Zweitens: Was darf eine Uhr auf keinen Fall? Empfindlich sein! Darunter verstehen die Uglitscher, daß sie einen derben Stoß ebenso vertragen muß wie ein plötzliches Wasserbad, ja, daß sie auch unter den extremsten Bedingungen ihrem Träger genau angibt, was die Stunde geschlagen hat. Deshalb setzen sie mehr und mehr auf Quarzbausteine und die elektronische Schaltung in ihren Erzeugnissen. Schon allein die Tschaikapalette, 150 Varianten insgesamt – von der altbewährten Taschenzwiebel bis zur elektronischen Quarzuhr, von der Stoppuhr für Sporttrainer bis zum modernen Zeitmesser für Taucher, Seeleute und Geologen – setzt Zuverlässigkeit, Langlebigkeit und Zweckmäßigkeit jeder „Möwe“ voraus.

Drittens: Was macht eine Uhr anziehend? Ihr Modebewußtsein! Das gilt für Inhalt und Form, dafür erneuert das Tschaikawerk jährlich zirka ein Drittel seines Sortiments. Nun ist das aber so ein Ding mit dem modischen Geschmack. Die Designer aus Uglitsch schwören beispielsweise auf einen ihrer Einfälle, die genauen und unempfindlichen Zeitmesser mit Halsketten, Ringen und Armbändern aus Silber, mit Emailleminiaturen verbunden und nach Art alter russischer Meister gefertigt, zu schmücken. Ein Vertrag mit den bekannten Miniaturmalern aus Rostow-Weliki garantiert auch diesbezüglich Qualität. Alles in allem eine Idee, die sich bereits seit etlichen Jahren gut verkaufen läßt und dem internationalen Kundenkreis viel Freude macht. Und so fliegen die „Möwen“ vom Wolgaufer immer munterer rund um die Welt…

Premiere!

Das neue Revuetheater im Herzen Berlins

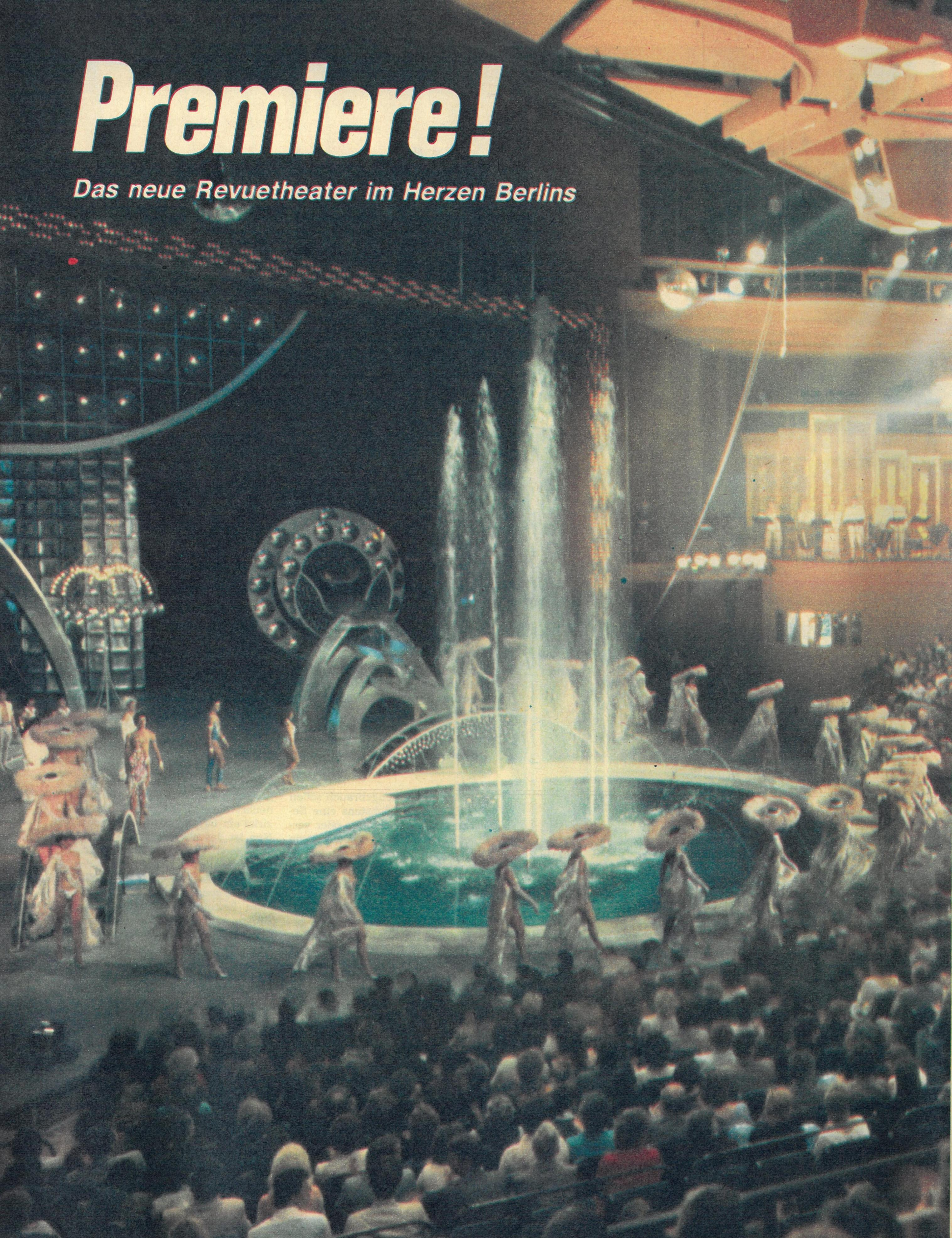


Foto: Alfred Paszkowiak

ETAPPEN-EINZELSIEGER

Prolog in Berlin

1. Berlin–Magdeburg
2. Magdeburg–Gera
3. Gera – Einzelzeitfahren
4. Zwickau–Most
5. Most–Prag
6. Prag–Mlada Boleslav
7. Mlada Boleslav–Trutnov
8. Trutnov–Karpacz
9. Jelenia Gora–Wroclaw
10. Wroclaw/Olesnica–Lodz
11. Lodz–Warschau

GESAMT-EINZELSIEGER

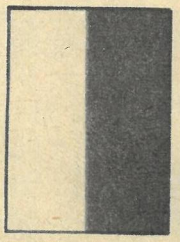
MANNSCHAFTS-ETAPPENSIEGER

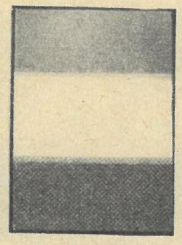
Prolog in Berlin

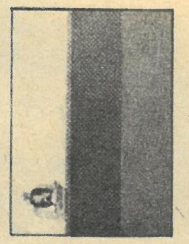
1. Berlin–Magdeburg
2. Magdeburg–Gera
3. Gera – Einzelzeitfahren
4. Zwickau–Most
5. Most–Prag
6. Prag–Mlada Boleslav
7. Mlada Boleslav–Trutnov
8. Trutnov–Karpacz
9. Jelenia Gora–Wroclaw
10. Wroclaw/Olesnica–Lodz
11. Lodz–Warschau

GESAMT-MANNSCHAFTSSIEGER

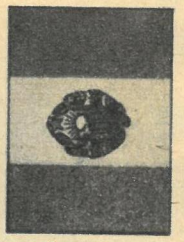
Fotos: Volker Hohlfeld


POLEN


FRANKREICH


BULGARIEN

ČSSR


RUMÄNIEN

GROSSBRITANNIEN

1 Bartowiak

7 Amardeilh

13 Hubenow

19 Ferebauer

25 Aldulea

31 Ashworth

2 Korycki

8 Bibollet

14 Zvinkow

20 Kreuziger

26 Constantinescu

32 Gornall

3 Krawczyk

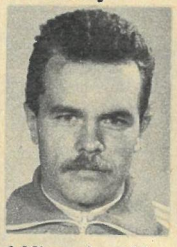
9 Garde

15 Petrow

21 Matejka

27 Gancea

33 Harris


4 Mierzejewski

10 Louvel

16 Staikow

22 Novosad

28 Neagoe

34 Sefton

5 Serediuk

11 Pelizzari

17 Stojtschew

23 Styks

29 Paraschiv

35 D. Smith

6 Zagajewski

12 Urbain

18 Zajkow

24 Vavra

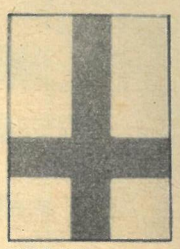
30 Romascanu

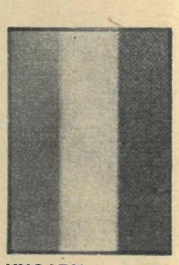
36 V. Smith

BPW
37. INTERNATIONALE
FRIEDENSFAHRT 1984

Friedensfahrt-Sieger

1948 Zoric (Jugoslawien)
Prosenik (Jugoslawien)
1949 Vesely (ČSR)
1950 Emborg (Dänemark)
1951 Olsen (Dänemark)
1952 Steel (Großbritannien)
1953 Pedersen (Dänemark)
1954 Dalgaard (Dänemark)
1955 Schur (DDR)
1956 Krolak (Polen)
1957 Christow (Bulgarien)
1958 Damen (Holland)
1959 Schur (DDR)
1960 Hagen (DDR)
1961 Melichow (UdSSR)
1962 Saidchushin (UdSSR)
1963 Ampler (DDR)
1964 Smolik (ČSSR)
1965 Lebedjew (UdSSR)
1966 Guyot (Frankreich)
1967 Maes (Belgien)
1968 Peschel (DDR)
1969 Danguillaume (Frankreich)
1970 Szurkowski (Polen)
1971 Szurkowski (Polen)
1972 Moravec (ČSSR)
1973 Szurkowski (Polen)
1974 Szozda (Polen)
1975 Szurkowski (Polen)
1976 Hartnick (DDR)
1977 Pikkuus (UdSSR)
1978 Awerin (UdSSR)
1979 Suchorutschenkow (UdSSR)
1980 Barinow (UdSSR)
1981 Zagretdinow (UdSSR)
1982 Ludwig (DDR)
1983 Boden (DDR)


FINNLAND


UNGARN

37 Blomback

43 L. Halasz

38 Hietala

44 Z. Halasz

39 Luoto

45 Sajo

40 Niemi

46 Szuromi

41 Sorsa

47 Weiler

42 Lehti

48 Zsiboracs

37. FRIEDENSFAHRT

Berlin–Prag–Warschau

FREIE welt

NORWEGEN | DDR | ITALIEN | BRD | UdSSR | MAROKKO | ALGERIEN | SPANIEN | KUBA | NIEDERLANDE

49 Alstad | 55 Barth | 61 Golinelli | 67 Freienstein | 73 Demidenko | 85 Afandi | 91 Belksir | 97 Dominguez | 109 Ballester | 115 Alberts

50 Andresen | 56 Jentzsch | 62 Bartalini | 68 Schleicher | 74 Logwin | 86 Ait Oufqir | 92 Daoud | 98 Fernandes | 110 Diaz | 116 Ducrot

51 Hanssen | 57 Lötzsch | 63 Bottoia | 69 Wüller | 75 Suchorutschenkow | 87 Benbouilla | 93 Hamza | 99 Indurain | 111 Gomez | 117 Hermans

52 Hope | 58 Raab | 64 Giovenzana | 70 Rottler | 76 Ugrjumow | 88 Dinani | 94 Mir | 100 Navaro | 112 Quintero | 118 Daams

53 Larsen | 59 Ludwig | 65 Manenti | 71 Becker | 77 Uslamin | 89 Ezzouhairy | 95 Reguigui | 101 Pacheco | 113 Rojas | 119 v. Poppel

54 Lurvik | 60 Radtke | 66 Poli | 72 Stadler | 78 Woronin | 90 Rhaili | 96 Tschambaz | 102 Sanchis | 114 Martinez | 120 Verhoeven

Foto: Volkmar Billeb

Die Dralle mit der japanischen Oma

Wer käme beim Anblick der pausbäckigen Matrjoschka wohl auf den Gedanken, daß für sie einst die zarte, graziöse Kokespuppe – eine Steckfigur aus Japan – Modell stand? Als russische Volkskünstler Ende des vorigen Jahrhunderts eine ähnliche Figur drechselten, schickten sie sie auch noch nicht als dralles Bauernmädchen auf den Weg, sondern als Karikatur von Zar, Mönch, Bojare, Pilgerin. Zum 100. Geburtstag Gogols (1909) ehrten ihn die Spielzeugmacher mit einer Puppe, in der die Figuren seines „Revisors" versteckt waren. Das hier abgebildete Sagorsker Spielzeug hat alle Varianten überlebt und gilt als die allererste echte russische Matrjoschka. Sie stellt eine Familie mit ihren Pflichten vor: Die Mutter pflegt den schwarzen Hahn, das erste Kind trägt einen Korb, das zweite die Sichel, das dritte einen Topf, der einzige Junge führt den Besen, das fünfte betreut seine Puppe, das sechste hat mit Daumenlutschen zu tun, und das siebente strampelt in den Windeln und muß erst noch zur Arbeitsliebe erzogen werden. Die Matrjoschka wurde schnell beliebt und um 1920 bis nach Amerika und – Japan exportiert. Ein kleines Meisterwerk schuf der Drechsler Romachin, der seiner Matrjoschka 56 Geschwister gab. Das farbenfrohe Spielzeug wird heute in vielen Betrieben hergestellt. Die hübschesten Puppen kommen wohl aus Polchow-Maidan und Sagorsk. Doch während uns die Polchower durch ihren schlanken Wuchs und würdevollen Ernst beeindruckt, stimmt uns die freundliche bäuerliche Rundlichkeit der Sagorsker heiter.

Karin Kopp

Herzlichen Dank dem Spielzeugmuseum Sagorsk.

UNSERE FRAGE: Am Südhang des Thüringer Waldes liegt eine Kreisstadt, die als Zentrum der Spielwarenindustrie der DDR gilt. Wie heißt sie?

Antwort bitte auf einer Postkarte mit dem Serien-Kennwort „Russisches Kinderspielzeug 9" an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 23. 5. 1984. Auflösung und Gewinner in Heft 12/84, Leserforum. Sie können gewinnen: 1. Preis 150 M; 2. Preis 100 M; 3. Preis 50 M. Viel Erfolg!